

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1943, Heft 1

Luis de León

Von

Karl Vossler

Mit einer Abbildung

Vorgetragen am 24. Oktober 1942

München 1943

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei
in Nördlingen



INHALT

I. Das Leben	5
II. Die Leistung	12
III. Der Forscher und Gelehrte	27
IV. „Gespräche über die Namen Christi“	37
V. Die Persönlichkeit	47
VI. Der Dichter.	63
Die Überlieferung	63
Die Theorie	68
Die Motive	77
Übersetzungen und Nachdichtungen	119
VII. Schlußbetrachtung	127
Anhang	131



I

DAS LEBEN

Luis de León wurde im August 1527 in Belmonte de la Mancha als erster Sohn einer angesehenen Familie geboren. Drei Brüder, zwei Schwestern wuchsen neben ihm heran. Der Vater, Lope de León, gelangte als rechtskundiger Anwalt am königlichen Hofe in Madrid und Valladolid und später als Oidor (königlicher Richter) in der Cancillería in Granada zu ansehnlichem Einfluß. Er hätte seinem Ältesten wohl eine aussichtsreiche Laufbahn zu ebnen vermocht und hatte auch schon eine beträchtliche Rente für ihn bestimmt. Auf all das aber verzichtete der begabte Jüngling aus freien Stücken. Noch ehe er das 17. Lebensjahr vollendet hatte, legte er am 29. Januar 1544 in Salamanca das Gelübde des Augustinerordens ab. Es scheint, daß er aus eigener Neigung, nicht aus äußerer noch innerer Not, der Welt entsagte.¹ Mag immerhin die klare beschauliche Luft der zauberhaften Stadt Salamanca mit ihren Kirchen, ihrer Universität, ihren zwanzig Mönchs- und vierzehn Nonnenklöstern, vierzehn Einsiedeleien und fünfundzwanzig Colegios einiges dazu beigetragen haben.² Luis de León hatte, bevor er in das ehrwürdige Petruskloster der Augustinermönche als Novize eintrat, einige Zeit schon bei seinem Onkel, Francisco de León, einem angesehenen Rechtsgelehrten der Universität Salamanca, gelebt und studiert. Nun aber strebte er mit wachsendem Eifer nach dem Studium der damals höchsten Wissenschaft, der Theologie, ohne die Vorstufen dazu, die Artistenfakultät und insbesondere das Studium

¹ In seiner Auslegung des 26. Psalmes schreibt er, zu Gott Vater sich wendend: „Et cum tu puerum me, antequam terrenis curis inficerer, ad religiosum vitae genus, id est, ad te vocavisses, juvenem rerum optimarum studio inflammasses, et jam adulta aetate virum donis tuis cumlasses et magnis et plurimis, pro tot ac tantis beneficiis malam ipse gratiam tibi retuli . . .“ Mag. Luysii Legionensis Opera, Tomus I, Salamanticae 1891, S. 166.

Wichtig für seine Auffassung des Klosterlebens ist eine Stelle seiner lateinischen Erklärung des Hohen Liedes, Opera II, 1892, S. 80.

² Gil Gonzales de Avila, Historia de las antigüedades de la ciudad de Salamanca. Salamanca 1606, S. 7.

der alten Sprachen, Latein und Griechisch, zu vernachlässigen. Hebräisch und Aramäisch hat er sich erst als Student der Theologie angeeignet.

Ungefähr siebzehn Jahre dauerte für ihn die Studienzeit. Er verbrachte sie, abgesehen von kürzeren Aufenthalten in Alcalá, in Soria, in Toledo, wo er sich den akademischen Grad des Bakkalaureus erwarb, zum größten Teil in Salamanca. Dort stieg er im Mai und Juni 1560 zu den Würden des Lizentiaten und des Magisters der Theologie empor. Von seinen Lehrern dürften die Dominikaner Melchor Cano und Domingo de Soto den stärksten Eindruck auf ihn gemacht haben, sei es durch ihre streitbare, temperamentvolle Haltung, sei es durch den philosophischen, vorwiegend patristischen und thomistischen Einschlag in ihrer Theologie.

Noch während seiner Studienzeit hatte Luis de León Gelegenheit, sich als Lehrer, Redner oder Lektor innerhalb seines Ordens, etwa in Soria oder auch in Salamanca oder sonstwo bei Kapitelversammlungen, Gedenkfeiern und dergleichen zu üben, ja sich hervorzutun. Als er sich Ende 1561 um einen frei gewordenen Lehrstuhl der Theologie an der Universität Salamanca bewarb, ließ er es an wirkungsvollen rednerischen Ausfällen gegen seine Konkurrenten, die Dominikaner, nicht fehlen. Da er nach einem ersten Mißerfolg den Sieg davontrug, zog er sich den Groll dieses Ordens zu, der ihn lange Zeit und gelegentlich weit über seinen Tod hinaus verfolgte.

Es waren die Jahre des Tridentiner Konziles (1545–63). Zweifel, Streitigkeiten, Verdächtigungen in Glaubensfragen und Ketzergerichte vermehrten und verschärften sich. Der große Lehrerfolg und die freimütige Schlagfertigkeit des feinsinnigen, gelehrten und feurigen jungen Professors, der vor mehr als 300 Hörern zu sprechen pflegte, dem die Herzen der Studenten zuflogen und der außerdem das Vertrauen und die Freundschaft des Rektors Pedro de Portocarrero und der folgenden Universitätsrektoren Diego Zúñiga y Sotomayor und Juan de Almeida genoß – wie hätte dies alles nicht Neid und Mißgunst erwecken sollen? So ballte sich ein drohendes Gewölk von Anklagen und Angebereien über dem Haupt des vielbewunderten Augustinerbruders und Bibelkenners zusammen. In den ersten Monaten des Jahres 1572

entlud sich das Unwetter. Mit Gaspar de Grajal und Martín Martínez, zwei theologischen Kollegen und befreundeten Gesinnungsgenossen, zusammen wurde er verhaftet und in das Gefängnis der Inquisition nach Valladolid verbracht.

Was legte man ihm zur Last? Daß er in seiner Bibelauslegung dem Urtext in hebräischer Sprache den Vorzug vor dem lateinischen Text der Vulgata gebe und daß die versteckte Ursache dieses Verhaltens in seinen blutmäßig ererbten rückfälligen Neigungen zum Judentum zu suchen sei. Kurz, er war von seinen Gegnern, insbesondere von den Dominikanern León de Castro und Bartolomé de Medina, als ein „judaizante“ verdächtigt worden. Sein Freund Grajal soll in der Tat kein „reiner“, kein „alter Christ“ gewesen sein. Wie es mit ihm selbst hinsichtlich der Abstammung bestellt war, ist eine Frage, die sich mit voller Sicherheit kaum mehr entscheiden läßt. Der Tatsache, daß die Großmutter seiner Mutter im Jahr 1512 in Cuenca von der Inquisition wegen unreiner Christlichkeit gemäßregelt worden war, steht die persönliche Versicherung von Luis de León gegenüber, daß seine sämtlichen Vorfahren rein im Glauben waren.¹ Bei der altspanischen Gewohnheit, die Reinheit des Glaubens mit der des Blutes gleichzusetzen, und bei der herrschenden Peinlichkeit und Angst in Glaubensfragen blieb die physiologische Seite der Sache im Halbdunkel der Vermutungen und Verdächtigungen befangen, wo Behauptung gegen Behauptung ohne Grund und Boden kämpfte. Luis de León aber steht als wahrhaftiger Charakter ohne Falsch und ohne Menschenfurcht vor aller Welt mit seinem ganzen Lebenswerk. Wer darf es wagen, an seiner Aussage zu zweifeln oder zu deuteln? Seine Gegner, besonders der leidenschaftliche León de Castro, vermischten im Eifer des Gefechtes immer wieder die textkritische Frage: latei-

¹ Die Akten des ganzen Verfahrens, das die Inquisition gegen Fray Luis anstrebte, sind 1847 in der Colección de Documentos inéditos para la hist. de España, Madrid, 10. und 11. Band veröffentlicht worden. Einen Auszug daraus gibt die Biblioteca aut. esp., 37. Bd. S. XVII–CXVIII. Wegen der Abstammungsfrage vergleiche Docum. inéd. X, 386, Bibl. aut. esp. 37. Bd. S. LXIII. Siehe auch Adolphe Coster, Rev. hisp., 53. Bd. (1922) S. 9 ff. und Aubrey F. C. Bell, Luis de León, Oxford 1925, 4. Kap. Eine spanische Ausgabe dieser wertvollen englischen Monographie wurde von dem Augustinerpater Celso García besorgt. Barcelona, Araluze, ohne Jahr, aber 1927.

nische Übersetzung – Vulgata – oder hebräischer Wortlaut? mit der Rassenfrage. Der Gedanke, daß man aus Gewissenhaftigkeit durch rein philologische Erwägungen gezwungen auf den hebräischen Text zurückgreifen könnte, ohne daß der böse Zauber semitischen Blutes dabei mitspielte, wollte ihm nicht einleuchten.

Außerdem wurde Fray Luis beschuldigt, von dem Hohen Lied eine spanische Übersetzung verfaßt und trotz des kirchlichen Verbotes verbreitet zu haben. Eine solche Übertragung hatte er tatsächlich auf Bitte der Nonne Isabel Osorio, seiner Base, zu Papier gebracht. Abschriften davon wurden ohne sein Wissen und Wollen hergestellt, und einige gelangten bis nach Portugal, ja nach Perú.

Wären die Verhandlungen mit sachlichem Gleichmut geführt worden, so hätte dieser Prozeß, in dem grundlegende Fragen des Dogmas und gefährliche Ketzereien wirklich nicht im Spiele waren,¹ in wenigen Monaten sich erledigen lassen. Statt dessen wurde Luis de León fünf qualvolle Jahre lang im Gefängnis der Inquisition in Valladolid vom März 1572 bis Ende 76 festgehalten. Daran war in erster Linie der umständliche und schikanöse Formalismus der Inquisitoren schuld, durch den mancher Häftling, darunter auch der Freund unseres Luis, der Bruder Gaspar de Grajal, langsam getötet wurde. In dem fürchterlichen Sommer 1575, da Grajal in seiner Zelle verschmachtete, sagt Fray Luis es seinen Richtern frei ins Gesicht: „Ohne irgendeinen Rechtsgrund zieht ihr meine Verhandlung und meine Haft in die Länge. Keinen andern Grund, keinen andern Zweck hat diese Verlängerung meiner Gefangenschaft, als daß man mich ums Leben bringen will, weil man mir keine Schuld nachweisen kann . . . und wenn ihr schließlich von dem ganzen Skandal nichts als Verdruß und Ärger habt, so lasset nicht mich dafür büßen, der ich schuldlos habe leiden müssen und noch immer leide, sondern haltet euch an die Scheinchristen, die euch getäuscht, zu Henkersdiensten erniedrigt und zum Ärgernis der Kirche das hohe Ansehen des Santo Oficio verunziert haben.“² Zu einem gewissen

¹ Siehe Fr. Heinrich Reusch, Luis de León und die spanische Inquisition, Bonn 1873, besonders Seite 11 ff.

² Colección de docum. inéd. XI S. 142 ff. Vgl. auch Bibl. aut. esp., 37. Bd., S. CXIII ff.

Teil dürfte er allerdings auch selbst zu der Verlängerung seines Prozesses beigetragen haben; denn er war beinahe ebenso umständlich und gewissenhaft wie seine Richter, ja er war gelegentlich fähig, sich selbst anzuklagen und zu verstricken. Dazu kam, daß er auf den vielen bösen und törichten Klatsch, den seine Feinde zusammensuchten und gegen ihn vorbrachten, mit so gereizten, schneidenden und geistvollen Ausfällen zu antworten pflegte, daß ein vorsichtiger Richter sich wohl fragen konnte, ob es ratsam war, einen so streitbaren und disputierfreudigen Feuergeist in die mit theologischem Zündstoff geladene Luft wieder hinauszulassen und ihm gar durch einen Freispruch noch mehr Anhang zu verschaffen, als er ohnedem schon besaß.

Als schließlich die Rechtgläubigkeit des eifrig treuen Sohnes der Kirche auf keine Weise mehr zu bezweifeln war und der Freispruch erfolgen mußte, geschah es mit der ausdrücklichen Warnung, daß Bruder Luis „in Zukunft wohl darauf achte, wie und wo er so heikle und gefährliche Dinge wie die in diesem Prozeß verhandelten zur Sprache bringe und daß er große Mäßigung und Vorsicht dabei bewahre, so wie sich's gehört, damit endlich die Ärgernisse und Mißverständnisse aufhören.“¹ Auch sollte seine fahrlässig in Umlauf geratene Übersetzung des Hohen Liedes eingezogen werden.

Als er nun, von vielen Freunden und Verehrern nach Salamanca zurückgeleitet, seine Lehrtätigkeit wieder aufnehmen durfte, soll er die erste Vorlesung mit den schlichten Worten „dicebamus hesterna die“ eröffnet haben. In der spanischen Fassung „decíamos ayer“ ist diese Wendung in der ganzen hispanischen Welt berühmt und für die hohe Geistesart des ungerecht Verfolgten symbolisch geworden. In unserem kritischen Zeitalter ist nun aber eine „Literatur“ über die Frage entstanden, ob die Worte echt seien, ob sie wirklich gesprochen werden konnten, da doch Bruder Luis an jenem denkwürdigen 29. Januar 1577 nicht die alte Vorlesung vom März 72 wieder aufgenommen, sondern eine völlig neue Professur angetreten habe. Das „wir sagten gestern“ kann dadurch an humorvoller Schlagkraft jedoch nur gewinnen, was es an Wahrscheinlichkeit zu verlieren scheint. Wie dem sei, an der Echtheit des Zehnzeilers,

¹ Bibl. aut. esp., 37. Bd., S. CXVIII.

den Luis vor Verlassen seines Gefängnisses an die Wand schrieb, kann nicht gezweifelt werden:

Neid und Lüge sperrten mich
hinter diese Kerkerwand.
Glücklich, wer ins grüne Land
weise und bescheiden sich
aus der Welt hat selbst verbannt
und in armer Hütte gern
sich die schlichte Kost bereitet
und allein mit Gott dem Herrn
einig lebt und menschenfern,
weder neidisch, noch beneidet.¹

Die vierzehn Jahre, die er nun noch zu leben hatte, vergingen in drangvoll wechselnder Arbeit, die mehr und mehr durch Schwächezustände und Krankheit unterbrochen wurden. Für die offizielle Ausgabe der Werke des heiligen Isidorus und der Schriften der heiligen Theresie von Avila, für die päpstliche Kalenderreform, für Wahrung von Rechten und Interessen der Universität, für höchst verwickelte Verhandlungen mit dem Erzbischof, mit Hofbeamten, mit König Philipp II. selbst, für Vertretung seines Klosters bei Kapitelversammlungen und dergleichen mehr brauchte man seinen Rat, seine Hilfe, seine Gegenwart. Auch konnte er nicht umhin, sich als ritterlicher Anwalt von Personen und Sachen einzusetzen, die er zu Unrecht verfolgt sah, auch wenn sie ihn wenig oder gar nichts angingen. So stürzte er sich im Jahr 1582 noch einmal in einen ärgerlichen Handel mit der Inquisition, nur um den Jesuitenpater Prudencio de Montemayor, dessen Ansichten über Prädestination er nicht ohne weiteres teilte, gegen Unterdrückung zu schützen;² und so nahm er Mühen, Gefahren, ja den Unwillen seines Königs auf sich, um gewisse vom Papst erteilte Vorrechte der Karmeliterinnen, die in Spanien geschmälert wurden, durchzusetzen. — „Kümmert Euch um Euer Lehramt, anstatt Euch mit der Rettung von Unter-

¹ Übersetzt nach dem spanischen Text in der kritischen Ausgabe *Obras poéticas de Fray Luis de León* ed. del P. José Llobera I, Madrid 1932, S. 364 f.

² Siehe Fray Francisco Blanco García: *Segundo Proceso . . . contra Fray L. de León*, in der Zeitschrift *Ciudad de Dios*, Escorial XLI, 1896.

drückten zu belasten, und hütet Euch, bevor Ihr jemanden einen Tyrannen nennet!“ so schrieb ihm am 15. Februar 1583 sein berühmter Ordensbruder Lorenzo de Villavicencio – nicht ganz zu Unrecht. Die Lehrtätigkeit empfand Fray Luis mit den Jahren als eine Last, trotz der großen Erfolge, die er als Bibelexeget und später als Professor der Moralphilosophie erntete. „Lieber Wasser tragen, als vor Studenten Vorlesung halten“, soll er einmal gesagt haben. Er hatte allmählich zur Genüge erfahren, wie leicht Beifall, Mißbilligung und träge Gleichgültigkeit in einem Hörsaal beieinander wohnen. Wieviel lieber hätte er in Ruhe seinen Forschungen, seiner Andacht und seinen dichterischen Neigungen gelebt! Jeder Tag aber trat mit neuen drängenden Forderungen an den kränkelnden, müden Mann heran. Mitten im glühenden kastilischen Hochsommer 1591 tagte das Ordenskapitel der Augustiner in dem Städtchen Madrigal de las altas Torres. Fray Luis durfte nicht fehlen. Es bestand die Absicht, ihn zum Ordensprovinzial für Kastilien zu wählen. Über schattenlose Gefilde führte der Weg nach Madrigal. Leidend kam er dort an, wurde am 14. August von den Brüdern, die mit Vertrauen und Bewunderung zu ihm aufblickten, gewählt. Neun Tage später, am 23. August 1591 wurde er abberufen in den ersehnten ewigen Frieden.

Der Chronist des Augustinerklosters in Salamanca, Thomás de Herrera, schreibt: „Durch seine Lehre, sein Wissen, seine bedeutenden Schriften hat er der Universität, seinem Vaterland und seinem Orden Ehre erwiesen. Mit Recht dürfen wir von ihm dasselbe sagen, was der große Augustinus im dritten Buch seiner Schrift *Contra Academicos* über Platon sagt: ‚Plato, vir sapientissimus et eruditissimus suorum temporum; qui et ita locutus est, ut quaecumque diceret, magna fierent; et ea locutus est, ut quomodocumque diceret, parva non fierent.‘¹ Ein Zug von Größe geht in der Tat durch Leben und Werk des Luis de León: sei es, daß er durch die Form, die er ihnen gab, die Dinge adelte, sei es, daß auf kleinliche Weise nichts an ihn herankommen und nichts aus ihm hervorgehen konnte. Ein großer Künstler, ein großer Mensch.

¹ Historia del Convento de S. Augustin de Salamanca p. el P. M. F. Thomás de Herrera, Madrid 1652, S. 392.

II DIE LEISTUNG

Wenn man die literarischen Berühmtheiten der spanischen Blütezeit zum Vergleich heranzieht, so nimmt sich das Gesamtwerk von Luis de León in seinem äußeren Umfang schwächling aus. In der Biblioteca de Autores Españoles (37.) ein einziger Band von nicht einmal 500 Seiten. In Spanien ist man andere Größenmaße gewöhnt. Freilich sind die lateinischen Schriften hier nicht mitgerechnet. Sie machen in der von Pater Marcelino Gutiérrez besorgten Ausgabe, Salamanca 1891–95, sieben Bände aus. Da im Oktober 1744 die Bücherei des Augustinerklosters in Salamanca durch einen Brand zerstört wurde, so muß damit gerechnet werden, daß auch ein handschriftlicher Nachlaß von Luis de León dabei zugrunde ging.¹

In der Hauptsache darf man annehmen, daß Bruder Luis sich der lateinischen Sprache immer nur dort bediente, wo er als Geistlicher bzw. als Lehrer in einem höheren Auftrag wirkte. Latein oder Kastilisch – das war für ihn eine Frage der Zweckmäßigkeit, besonders der Kulturpolitik, keineswegs der Schönheit. Er dachte über diesen Punkt viel schärfer als die meisten seiner Zeitgenossen. Als im Juli 1569 bei dem Kapitel der Augustiner in Dueñas die Frage entstand, ob die Grabrede für Doctor Sandoval auf lateinisch oder in Ermangelung eines gut vorbereiteten Lateiners nicht besser auf spanisch gehalten werden sollte, meinte Bruder Luis, es wäre ziemlicher, einen Laien, nämlich den verheirateten Professor der Rechte Doctor Rodríguez, die Kanzel besteigen und lateinisch reden zu lassen, als daß ein Geistlicher bei solcher Gelegenheit sich des Spanischen bediente.² Andererseits hielt er es nicht für einen Raub, sondern geradezu für seine Pflicht, über hohe und heilige Gegenstände auch in der

¹ Nach dem Vorwort zu der Ausgabe der lateinischen Werke Opera 1. Bd. S. XIV muß der Verlust an lateinischen Handschriften aus dem Nachlaß des Bruders Luis beträchtlich gewesen sein.

² „... mayor indecencia sería hacerse en romance.“ Luis G. Alonso Getino, Vida y procesos de Luis de León, Salamanca 1907, S. 159.

Muttersprache zu reden und zu schreiben. Anregung und Beispiel dazu fand er bei berühmten Brüdern seines Ordens, bei Alonso de Orozco, Malón de Chaide, Lorenzo de Villaviciencio. Im Alter von 34 bis 35 Jahren übersetzte und erklärte er das Hohe Lied Salamons auf Bitten seiner Base Isabel Osorio, die als Nonne im Kloster zum Heiligen Geist in Salamanca lebte und kein Latein verstand. Volkssprachliche Bibelübersetzungen waren aber durch ein Konzil in Tarragona und durch den Index des Papstes Paul IV. (1559) verboten worden, und später, 1564, wurde das Verbot durch das Konzil von Trient verschärft.

Auch dachte Luis de León nicht daran, seine Übersetzung zu veröffentlichen. Immerhin war es unvorsichtig, eine Arbeit dieser Art aus der Hand zu geben. Mag das Beispiel seines Studienfreundes Arias Montano, der schon einige Jahre vor ihm seine berühmte „Paráfrasis del Cantar de los Cantares“ gedichtet hatte, ihn verlockt haben? Wie dem auch sei, das Hohe Lied sollte ihm noch viel zu schaffen machen. Noch bevor die Inquisition ihn behelligte, sah er sich veranlaßt, seinen kastilischen Kommentar ins Lateinische umzuarbeiten, also kirchenpolitisch unschädlich und für akademische Zwecke brauchbar zu machen (1571). Die ganze *Explanatio in Cantica Cantorum* veröffentlichte er sodann 1580 durch den Druck. Bei der dritten Auflage (1589) brachte er an dem begehrten und gefährdeten Werk eine weitere und letzte theologische Verpanzerung an, indem er drei verschiedene Sinnstufen genau unterschied und bis ins Einzelne durchführte. An diesen durch beinahe drei Jahrzehnte sich hinziehenden Bearbeitungen des Hohen Liedes kann man Schritt für Schritt den Rückzug aus der volkssprachlichen Vertraulichkeit in die hohe und höhere Lehrhaftigkeit, Spekulation und Prophetie des kirchlichen Latein beobachten. Es war keine natürliche Rückbildung, auch keine natürliche Entwicklung, sondern ein genußter, als notwendig erkannter und schließlich gewollter Wandel.¹

Dieser Augustiner Mönch, der seine römischen Dichter doch so eifrig las, auswendig lernte und übersetzte, der seinen Vergil,

¹ „ad has scriptiones, non ut alii, animi, aut oblectationis causa, sed necessitate quadam compulsus accessi.“ *Opera* II, S. 41 – und „re ipsa pene constrictus latinum eum librum feci“, ebenda S. 12.

Horaz und Seneca mit humanistischer Liebe umgab, der sie bei jeder Gelegenheit in seinen theologischen Vorlesungen zitierte und in seinen eigenen Dichtungen nachahmte – aus reiner Herzenslust hat er doch wohl nur selten lateinische Verse gedichtet. Wir besitzen ein einziges Carmen von ihm, das er als Weihegeschenk in Erfüllung eines Gelübdes an die Mutter Gottes richtete, zum Danke dafür, daß ihm endlich die Erklärung des Hohen Liedes gelungen war.¹ – In einer Zeit, in der die neulateinische Dichtung noch immer in Blüte stand, wäre es ihm bei seiner Begabung ein leichtes gewesen, als lateinischer Poet zu internationalem Ruhme aufzusteigen. Seinem Gemüt aber lag das Kastilische näher; vielleicht, wer weiß? verblaßte ihm auch der Glanz der griechisch-lateinischen Sprachkünste in dem Maße wie er die hebräische Dichtung in ihrer Ursprache, „der ersten Sprache der Menschheit“, wie er glaubte,² kennen lernte. Allmählich aber klärte und befestigte sich in ihm die Überzeugung, daß grundsätzlich jede Sprache zum Ausdruck der höchsten Werte des menschlichen Geistes und Herzens erhoben oder emporgebildet werden kann, daß es also keine Rangordnung unter den Sprachen gibt, daß „nicht bestimmte Sprachen für bestimmte Dinge geformt sind, sondern daß in jeder Raum für jeglich Ding vorhanden und daß den Worten ihre Würde nicht aus ihrer Latinität kommt, sondern aus der angemessenen Art, wie man sie vorträgt, gleichviel ob in spanischer oder französischer Sprache. Wenn wir unsre Muttersprache als Gemein- oder Volkssprache bezeichnen, so wäre es ein gewaltiger Irrtum anzunehmen, daß wir nicht anders als auf gemeine und niedrige Art in ihr schreiben können; hat doch auch Plato in seiner ererbten Gemeinsprache weder in gemeiner Art noch über gemeine Gegenstände geschrieben.“³ Als Luis an seinem schönsten und edelsten Werk in spanischer Prosa, an seinen Gesprächen über die Namen Christi

¹ Opera II, S. 13 und 463 f. Ich teile den Text im Anhang mit.

² „... quae linguarum omnium prima fuit“, ut dicit Beatus Augustinus, libro XVI. De Civitate capite XI., et Divus Ambrosius, libro II. De vocatione gentium, capite IV., Opera V., S. 259.

³ Aus dem Widmungsschreiben zum 3. Buch der Nombres de Cristo. Clásicos castellanos, 41. Bd., S. 8 ff. Weiteres bei Rafael Lapesa: Historia de la lengua española, Madrid 1942, S. 157 ff.

arbeitete, wurden diese Gedanken besonders lebendig in ihm. Damals, am 16. Juli 1575, bat er, man möge ihm aus seiner Bücherei die berühmten Dialoge des Kardinals Bembo, *Le Prose della volgar lingua*, ins Inquisitionsgefängnis schicken. Es war die erfolgreichste Verteidigung der Volkssprache gegen das Latein.

Inzwischen hat die Nachwelt ihr Werturteil in der Stille gefällt. Die lateinischen Schriften des Luis de León versinken in Vergessenheit; seine spanischen Werke, besonders seine lyrischen Gedichte, auch seine „*Nombres de Cristo*“ und seine „*Perfecta casada*“ erhalten sich frisch und müssen immer wieder neu gedruckt werden. Ja, die kastilische Anmut und Feinheit seiner Prosa verlockt noch heute manchen Leser zur Lektüre des Hohen Liedes und des Buches Hiob. Wenn ein Luis de León diese ehrwürdigen Texte übersetzt und erklärt, dann sprechen sie uns mit erneuter Eindringlichkeit an.

An der Veröffentlichung seiner Sachen lag ihm nicht viel. Gedruckte Bücher, meinte er, gebe es mehr als genug. Es bedurfte des ausdrücklichen Befehles seines Ordensprovinzials, um ihn zum Druck seiner lateinischen Auslegung des Hohen Liedes zu veranlassen (1580). Er war 53 Jahre alt, als dieses erste Buch von ihm erschien, und 56, als er sich zum ersten Male in spanischer Sprache gedruckt sah (*La perfecta casada* und *Los Nombres de Cristo*). Keine seiner weiteren theologischen Arbeiten und keines seiner unsterblichen Gedichte war noch mit seinem Namen in die Öffentlichkeit gedrungen, als er starb. Wohl wußten seine Freunde und Bewunderer um sein dichterisches Können, so vor allem der berühmte, sehr kritische Humanist Francisco Sanchez de la Brozas. Als dieser in Salamanca seinen Kommentar zu den Gedichten des Garcilaso de la Vega veröffentlichte (erste Auflage 1574, zweite Auflage 1577), teilte er vier Oden des Horaz (I, 22 – II, 10 – IV, 13 – V, 2) in der Nachdichtung seines Freundes Luis de León mit, hütete sich aber, dessen Namen zu nennen, denn er wußte, wie ungerne sich dieser mit dem Lorbeer des Dichters auf der Tonsur des Mönches sehen ließ. Klug, liebenswürdig, nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit spricht sich die literarische Scheu des großen Künstlers in dem Briefe aus, mit dem Luis die handschriftliche Sammlung seiner Verse an Don Pedro Portocarrero, man weiß nicht recht

ob zur Aufbewahrung oder Veröffentlichung, unter einem durchsichtigen Decknamen gibt. Der Brief, dessen Datum wohlweislich in der Schwebe bleibt, verdient, daß wir ihn genau betrachten.

„Als ich jung und beinahe noch ein Kind war, gerieten mir in der Zwischenzeit meiner Studien und entfielen meinen Händen diese Säckelchen, denen ich mehr aus Neigung und Natur als bewußt und entschlossen oblag. Zwar gilt mir Dichtung, besonders wenn sie sich auf gehörige Gegenstände richtet, keineswegs als unwürdig oder unrühmlich – hat doch der Herrgott selbst sich ihrer bekanntlich an vielen Stellen seiner heiligen Bücher bedient; wohl aber bedachte ich die Vorurteile unserer Umgebung und ihre Verslossenheit gegen alles, was einigen Glanz und Wert hat, und erkannte auch die Künste und Schliche des Ehrgeizes, der Selbstsucht und der anmaßenden Unbildung, die heutzutage immer nebeneinander gedeihen und alles überwuchern. So hielt ich es für überflüssig und eitel, mich abzarbeiten, um Zielscheibe für tausendfach unstimmmige Urteile zu werden und Gesprächsstoff für müßige Schwätzer zu liefern. Da ich von Natur ein ausgesprochener Freund der Verborgenheit bin und nach den vielen Jahren, die ich hier lebe, so wenige Bekannte habe, daß man sie an den Fingern herzählen kann, so habe ich von meinen Gedichten nie viel Aufhebens gemacht, noch mehr Zeit darauf verwendet, als nötig war, um mich von andern Arbeiten zu erholen und habe mich nicht mehr damit bemüht, als eben ein Gebilde, das nie für die Öffentlichkeit bestimmt war, verdiente. Man kann es an dem Gebilde selbst und an den Fehlern, die ihm anhaften, zur Genüge erkennen. Wie es nun aber mit manchen jungen Leuten zu gehen pflegt, daß sie von ihren Eltern oder Erziehern schlecht behandelt werden und ins Kloster flüchten, so haben auch meine jugendlichen Versuche sich von mir verworfen gefühlt und haben sich dann offenbar ein heilig Ansehen zugelegt mit ehrenvollen Titeln und Trachten, die sie gar nicht verdienten, und gingen in dieser Aufmachung Tag für Tag in den Augen und Händen der Leute herum – zu Schand und Schaden eines Euer Gnaden sehr wohl bekannten geistlichen Mannes, an den sie sich herandrängten und mit dem ich selbst die letzten Jahre eng befreundet war. Ich möchte ihm durch Nennung seines Namens in diesem Zusammenhang nicht noch

weitere Unannehmlichkeiten bereiten. Euer Gnaden wissen, wie es zu dieser Verwechslung kam – eine vertrauliche Sache, die ich hier nicht ausbreiten kann. Genug, der betreffende Geistliche ließ sich in freundlicher Rücksicht auf meine Neigung zum verborgenen Dasein die Maske so lange gefallen, bis er durch ein paar tückische, mißgünstige Menschen auch noch mit anderen Dingen belastet wurde, von denen Gott ihn, wie sich gezeigt hat, dann doch wieder befreite. Nun legte er mir nahe, ob es mir nicht möglich wäre, auch diese Last ihm abzunehmen. Sogar wenn es lebensgefährlich gewesen wäre, mich öffentlich zu meinen Werken zu bekennen, so mußte ich es einer so gerechten Bitte und Forderung gegenüber dennoch tun; und da ich dabei nichts weiter zu verspielen hatte als eine eigenwillige Neigung von mir, so hätte ich, wenn ich nein gesagt hätte, mich selbst nicht mehr achten können. So erfüllte ich denn, oder, genauer gesagt, erfülle ich jetzt diese Bitte und nehme meinen verlorenen Sohn zu mir und hole ihn aus tausendfach schlechter Gesellschaft heraus, die sich ihm angehängt, und tu ihm all die bösen Fehler ab, die er sich im Herumstrolchen geholt hat, bringe ihn heim zu mir und erkenne ihn als mein Kind. Und damit er sich nicht über mich beklage, daß ich ihn aus kirchlicher Obhut, in der er sich sicher glaubte, gerissen habe, schicke ich ihn zu Euer Gnaden, auf daß Sie ihn schützen als einen der Ihrigen, zu denen ich ja selbst gehöre. Weiß ich doch, daß bei solchem Tausch ihm die Klage schwindet und er sich glücklich schätzt.

Drei Abteilungen hat dieser Band. In der ersten stehen meine eigenen Gedichte, in den zwei letzten meine Übersetzungen aus fremden Sprachen, teils von weltlichen Verfassern, teils von biblischen. Das Weltliche steht in der zweiten Abteilung, das Biblische, einige Psalmen und Kapitel aus dem Hiob, in der dritten.

Was ich selbst gedichtet habe, mag jeder nach seinem Belieben beurteilen. Wer aber über das Übersetzte als Richter gelten will, mag erst einmal selbst die Aufgabe erproben, elegante Dichtungen aus einer fremden Sprache in die eigene zu übertragen, ohne den Sinn zu erweitern noch zu schmälern, und dabei die Redefiguren und die Anmut des Urtextes mit möglichster Treue zu bewahren und sie so auf kastilisch zum Sprechen zu bringen,

als bewegten sie sich in ihrem natürlichen Mutterlaut: nicht fremd, nicht zugewandert.

Ich behaupte nicht, daß Ich das geleistet habe; so anmaßend bin ich nicht, aber ich habe es zu leisten mir zugemutet, das gestehe ich. Und wer behaupten möchte, daß ich es nicht vollbracht habe, der mag es einmal selbst versuchen, und dann, vielleicht, lernt er meine Arbeit besser schätzen. Ich habe sie nur deshalb auf mich genommen, weil ich zeigen wollte, daß unsere Sprache alles, was man ihr anvertraut, zu fassen vermag und daß sie weder hart noch arm ist, wie manche meinen, sondern wachsw weich und unerschöpflich, wenn man sie nur zu behandeln versteht. Wie immer der Erfolg nun ausfallen mag, ich kümmere mich nicht sehr darum. Nur Eurer Gnaden, der ich immer dienen will, wünsche ich gefällig zu sein, und daran mag mich erkennen, wer mich mit Namen nicht kennt, denn darauf allein halte ich, als auf das Einzige, was Wert hat an mir.“¹

Zunächst: wer war der gnädige Herr Don Pedro Portocarrero? Ein alter Freund der Familie de León. Zweimal, 1556–57 und 1566–67, war er Rektor der Universität Salamanca; 1571–80 Gobernador von Galicia; seit 1580 Mitglied des Real Consejo und seit 1585 im obersten Rat der Inquisition, sodann Bischof von Calahorra, von Córdoba 1594, von Cuenca 1596. Er starb 1600. Einen verständnisvolleren Gönner, einen treueren Beschützer hat unser Dichter in seinem Leben nicht gehabt, und er zeigte sich dankbar. „Ich habe niemanden, dem ich mehr verdanke, niemanden, den ich höher schätze“, schreibt er ihm in der Widmung seines Kommentars in *Abdian* (1589). Schon vorher hatte er drei Oden an ihn gerichtet und ihm die Gespräche über die Namen Christi gewidmet. In ihren Gedanken über Glauben, Dichtung und Sprache scheinen sich die beiden Freunde besonders gut verstanden und einander verbunden gefühlt zu haben. Was Luis nun eigentlich vorhatte, als er den dreiteiligen Band seiner handschriftlich gesammelten Dichtungen und Nachdichtungen in die Obhut des mächtigen und erprobten Freundes legte, ob er von diesem dazu aufgefordert war, ob er wirklich seine Verfasserschaft noch glaubte leugnen oder verbergen zu

¹ Übersetzt nach dem spanischen Text in *Obras poet. de Fr. L. d. L.*, ed. Llobera I, S. 9–16.

können, oder ob es nicht doch nur ein heiteres Versteckspiel war, das der Mönch und der Dichter im Schatten ihres Gönners miteinander trieben, wobei die beiden, die doch eine einzige Person waren, jeder seinen besonderen guten Ruf unter den Schutz des großen Portocarrero stellten? – wer vermag dies heute noch zu ermitteln? War überhaupt eine pseudonyme oder anonyme Druckausgabe geplant? Warum hat Portocarrero sie nicht einmal nach dem Tode seines nun immer berühmter gewordenen Schützlings angeordnet? Und schließlich die Hauptfrage: Ist es wahrscheinlich, ist es denkbar, daß Luis de León, dieses Urbild eines scharfen und ehrlichen Denkers, Philologen und Namendeuters, eines mutigen, zum Martyrium bereiten Charakters, ja eines streitbaren und herausfordernden Temperamentes, ist es glaubhaft, daß er mit einer Maske, verkleidet als „Luis Mayor“,¹ vor das Publikum habe treten wollen? Sollte es nicht einfacher und für alle Beteiligten ehrenvoller sein, wenn wir das Schreiben an Don Pedro wenigstens teilweise als einen Scherz betrachten? Ist der Vergleich der klassischen Muse mit dem verlorenen Sohn etwa ernsthaft gemeint? und würde jemals Luis de León eine Spaltung seiner Persönlichkeit, ein Ausweichen vor der Verantwortung im Ernste gut heißen haben? Freilich, als künstlerische Fiktion konnte dergleichen ihm Spaß machen. Es darf mit ziemlicher Sicherheit z. B. angenommen werden, daß in den Gesprächen über die Namen Christi die drei Wortführer nichts anderes darstellen als drei verschiedene Gesichter des einen Luis. Gar freundlich und heiter befragen, ergänzen, erhellen und bestärken sich da wechselweise der Exeget Marcelo, der Scholastiker Juliano und der junge Liebhaber der Dichtung Sabino.²

Ohne weitgehende Fähigkeit der Einfühlung wäre ein Deuter und Künstler verschiedener Sprachen und Stile wie Luis gar nicht zu denken. Von dem charakterlosen Relativismus moderner Geistesakrobaten freilich blieb er weit entfernt. Ihm galten die ewigen Werte mehr als alle zeitlichen Vorteile, und zu den zeit-

¹ „Poesías castellanas de Luis Mayor“ steht auf dem Titelblatt des Manuskriptes in der Biblioteca de San Felipe el Real.

² Vgl. A. Coster, *Rev. Hisp.*, 54. Bd., S. 102 f. Die von Blanco García und Muiños Sáenz ausgesprochene Vermutung, daß Arias Montano der geistliche Herr sei, dem man die kastilischen Dichtungen des Bruders Luis zugeschrieben habe, überzeugt uns nicht.

lichen Vorteilen, zu den Geringfügigkeiten unseres Daseins rechnete er als echter Spanier der Blütezeit auch den literarischen Ruhm, das sogenannte geistige Eigentum, den Verfassernamen,¹ Dinge, die der heutige Mitteleuropäer todernst als ewige Belange zu behandeln pflegt. So viel ihm an der Gediegenheit seines Werkes, an der Reinheit seines Ausdrucks, den er zu überfeilen nicht müde wurde, immer lag: der persönliche Erfolg machte ihm keine Sorgen. Wenn aus einer Dichtung der Geist Gottes sprach, so fand sie auch – dies war sein fester Glaube – Gehör und Widerhall. War sie nur Spiel: nun wohl, so mochte sie verklungen und vergessen werden. Darum konnte er mit lächelnder Gelassenheit seine Verse sammeln, sichten, säubern, sie in die Hand des Freundes legen und das Weitere, das wir Propaganda nennen und mit fieberhaftem Eifer betreiben, dem lieben Gott überlassen.

Zunächst, etwa für ein halbes Jahrhundert noch, blieben sie unter der Oberfläche und wirkten auf poesieempfindliche Gemüter im stillen, bis kein Geringerer als Francisco de Quevedo y Villegas im Jahr 1631, vierzig Jahre nach dem Tod des Dichters, sie durch die Reichspresse (*en la imprenta del Reyno*) in Madrid veröffentlichte. Noch in dem gleichen Jahr erschien ein zweiter Druck in Mailand. Der literarische Geschmack hatte sich inzwischen sehr geändert. Geistreichelnde, gelehrte, gezierte Steigerungen des Ausdrucks, *Conceptismo*, *Culteranismo*, *Gongorismo* griffen um sich und überwucherten den klassischen Stil der Renaissance. Um dem Übel zu steuern, „damit sie als Gegengift in dieser Flut von schändlichen Druckerzeugnissen dienten“, zog Quevedo die Gedichte des Magisters Luisius hervor und legte sie Spaniens politischem Diktator, dem Grafen Gaspar de Olivares zu Füßen und empfahl sie als „unvergleichliches Muster sittlichen Ernstes, dialektischer Bewegtheit, sprachlicher Reinheit, majestätischen Klanges, beschwingter Rhythmik und dreifältiger Klarheit.“² Man sieht, der treffliche Quevedo war von

¹ *Laudis autem apud homines fructum . . . nec ipse curo, nec homini modesto et in Christiana disciplina educato curandum existimo*, schreibt er an Pedro Portocarrero in der Widmung seiner Auslegung des Propheten Abdias. *Opera III*, 1892, S. 6.

Bibl. aut. esp., 48. Bd., S. 484 und 488.

der Manier, die er bekämpfte, angesteckt. Auch war die Dichtung, die er empfahl, zu gut, zu groß, um als Arznei oder Gegengift eingenommen zu werden. Betrachtet man, wie die zwei größten Dichter der Jahrhundertwende, Cervantes und Lope de Vega, schon Jahre und Jahrzehnte vorher den Wert des Luis de León erkannt hatten,¹ so kann man nicht behaupten, Quevedo habe Neuland entdeckt.

Die freie Art, wie die Lyrik des Bruders Luis sich durchsetzte und mehr in den Herzen der Spanier als in den Büchern nistete, läßt es verständlich erscheinen, daß eine kritische Ausgabe seiner Gedichte erst sehr spät zustande kam, ja daß streng genommen eine solche überhaupt nicht möglich ist. Das Beste, das in dieser Hinsicht bis jetzt geleistet wurde, stellt die von Pater José Llobera besorgte Ausgabe der *Obras poéticas de Fray Luis de León* dar: 1. Bd. *Poesías originales*, Madrid 1933, 2. Bd. *Traducciones e imitaciones*, 1933. Wie es sich der Dichter nicht versagen konnte, zu gewissen Motiven seiner Lyrik gelegentlich zurückzukehren, zu dieser oder jener seiner Lieblings-Oden da und dort eine neue Strophe zu fügen, hier den Ausdruck zu dämpfen, dort ihn zu steigern, zu variieren, so haben, wie es scheint, seine Freunde, Bewunderer, Nachahmer, indem sie seine Verse sammelten und abschrieben sich ähnliche Zutaten erlaubt, fühlten sie sich doch kameradschaftlich und apollinisch mit ihm verbunden. So wurde er, der sich nie ganz entschließen konnte, seine Dichtungen abzustoßen, zu einer lyrischen Parole, zu einem fast sagenhaften Orpheus, dem man immer noch mehr, noch schöneres echteres poetisches Gut zutrauen und zuschreiben durfte. So war es und bleibt es wohl immer im Reiche des Träumens und Dichtens sein Los, daß er als ein Begnadeter über Gebühr beschenkt und geplündert wird.

Um so verantwortungsbewußter stand er im Reiche des praktischen und sittlichen Handelns zu seinen Taten und Werken. Was der schwächliche zarte Mann in fünf Jahren seiner Untersuchungshaft an körperlicher Widerstandskraft, an Bekennermut, Schlagfertigkeit, Geduld und geistiger Arbeit geleistet hat, übersteigt unsere Vorstellung. Zwei seiner Kameraden, Bruder Alonso

¹ Cervantes, *La Galatea*, libro VI. Canto de Caliope Nr. 78, und Lope de Vega, *Laurel de Apolo*, Silva IV.

Gudiel und Gaspar de Grajal waren den seelischen und physischen Quälereien des Inquisitionsverfahrens in den benachbarten Zellen erlegen. Da dieser ganze Prozeß mit allen Einzelheiten veröffentlicht und mehrfach erzählt ist,¹ brauchen wir unsre Darstellung mit dergleichen nicht zu belasten. Die Zeitgenossen wußten, was es heißen wollte, aus einem solchen Handel als Sieger und gar lebendig hervorzugehen. Es ist daher verständlich und gerecht, wenn er für seine Zeitgenossen mehr als durch alles andere durch diesen Prozeß berühmt und verehrungswürdig wurde. Dabei war er weit entfernt, als Vorkämpfer geistiger Freiheit oder etwa einer verschärften Bibelkritik aufzutreten oder sich selbst für einen grundsätzlichen Neuerer oder Bekenner zu halten. Es war ihm genau bewußt, daß er nur persönliche Bosheit und Eifersucht einer Gruppe von akademischen Kollegen und Feinden seines Ordens und die Starrköpfigkeit einiger Pedanten gegen sich hatte. Schließlich gelang es ihm, seine Richter und die weitere Öffentlichkeit von diesem armseligen Sachverhalt zu überzeugen. Wie er sich seines Sieges als einer Leistung des Mutes und der Beharrlichkeit mehr als des Verstandes freute, verkündigt klar und heiter seine Ode an Don Pedro Portocarrero: No siempre es poderosa . . . Triumph der Unschuld:

Nicht immer siegt im Streit
die Bosheit, edler Freund, nicht immer kleckt
sein Gift dem tückischen Neid.
Gesetzlose Gewalt, hoch aufgereckt,
wird schließlich hingestreckt
und um so tiefer fällt
aus stolzer Höh, wer gegen Gott sich stellt.

An der verhängnisvollen
verwagnen Erdenbrut ist's klar zu sehn:
schon türmten hoch die tollen
Titanen Berg auf Berg – da war's geschehn:
sie mußten untergehn
und seufzen hoffnungslos,
erdrückt vom eignen Bau, in Mutters Schoß.

¹ Wohl am besten von A. Coster in der Rev. Hisp. 53. Bd., 1922, S. 267 ff.

Mag frostiger Nebelhauch
gegen den Strahl des Morgens hämisch streiten,
dem hellen Tage auch
die düstern Fittiche entgegenbreiten –
es ändern sich die Zeiten
und durch die Trübung bricht
am Himmel doch das reine Sonnenlicht.

Ein unverfälscht Gemüt
kann nie und nimmer zu besiegen sein,
und wo die Unschuld blüht
und wo der Glaube richtig ist und rein,
dringt keine Bosheit ein,
und lauert gleich der Rachen
des Tigers hier und dort das Gift des Drachen.

So sehr sie sich beeifern
und schwören Haß und Macht und falschen Schein,
in blindem Zorne geifern
und mischen Eigenstes und Fremdes drein,
sie schüchtern uns nicht ein.
Im Tiegel überm Feuer
wird echtes Gold nur herrlicher, nur neuer.

Der Gleichmut hat Bestand
in harter Wahrheit; schartig wird und weich
an ihm der Diamant
und tausendfach geschliffner Stahl, und gleich
zergeht vor seinem Streich,
was ihm die Kraft noch hemmt,
daß er den Fuß auf Gegners Nacken stemmt.

Aus hundert Kehlen schon
verkündet Fama, Drach und Tiger sei'n
besiegt, und Schmach und Hohn
für beide unvergänglich obendrein.
Und eilends stellt sich ein
Nike auf leichten Schwingen,
den Siegeskranz und Heil und Ruhm zu bringen.

Wenn er an diesen wunderbaren Sieg und schwersten Kampf seines Lebens zurückdachte, fielen ihm gewisse Stellen aus der Bibel, besonders aus den Psalmen und dem Buche Hiob, aus Horaz und Seneca wieder ein, die ihn damals getröstet und gestärkt hatten. Einige Verse aus der berühmten Drusus-Ode des Horaz (IV, 4) konnte er nicht wieder los werden. Er führt sie in seinen exegetischen Arbeiten zum Propheten Obadja und zum Hiob, Kapitel 8 an, und setzt sie als Devise auf das Titelblatt seiner Erklärung des Hohen Liedes und nimmt sie in seine Ode zum Preis der Mäßigung und Beharrlichkeit auf (A Felipe Ruiz, *Qué vale cuanto vee . . .*) Unter dem Druck der Inquisition sind diese Horazverse zu einem stolzen, beinahe trotzigem Wahlspruch für den stillen Bruder Luisius umgeprägt worden. Sie lauten:

duris ut ilex tonsa bipennibus
nigrae feraci frondis in Algido,
per damna, per caedes ab ipso
ducit opes animumque ferro.

In der Nachdichtung des Bruders Luis:

bien como la ñudosa
carrasca en alto risco desmochada
con hacha poderosa,
del ser despedazada
del hierro torna rica y esforzada.

Oder wie die zwei letzten Verse im Hiob-Kommentar lauten:

que de ese mismo hierro que es cortada
cobra vigor y fuerzas, renovada.

Wir übersetzen ungefähr:

So steht die knorrige Eiche
auf felsiger Höh zerspalten durch den Keil
der Axt, und nach dem Streiche
erwächst zu neuem Heil
sie stärker und gekräftigt unterm Beil.

Dazu die erklärenden Worte aus dem Hiob-Kommentar:
„Nicht allein in ihrem Wachsen, Blühen und Fruchten gleichen

die Bäume dem gerechten Manne, auch im Widerstand gegen den Feind und darin, daß sie von der Schärfe des Eisens besser werden und daß sie, wenn sie damit beschnitten und begipfelt werden, sich verjüngen und erfrischen, wie Hiobs Freund Bildad hier andeutet, von dem Horaz das Bild genommen haben könnte, wenn er den Höhentrieb der hundertfach bedrohten, niemals gebrochenen Tugend mit einer felsgeborenen Steineiche vergleicht, die, je mehr man sie beschneidet und begipfelt, desto kraftvoller sich erneuert und sich wehrt.“¹

Offenbar schätzt Meister Luisius den Mut des Widerstandes und der Beharrlichkeit wesentlich höher als die Kühnheit des Angriffs oder den Schwung der Initiative, den er sogar mit Mißtrauen als ein Abspringen von der gegebenen Pflicht und gewiesenen Bahn betrachtet. Sehr aufschlußreich in dieser Hinsicht sind seine Briefe an Juan Vázquez del Mármol vom 5. und 23. März 1590.²

Es handelte sich um gewisse geistliche Vorrechte, die innerhalb des Karmeliterordens den Nonnen der Teresa de Jesús von Avila zugebilligt worden waren, die aber ein gleichmacherischer Ordensprovinzial aufheben wollte, während der Anwalt der Schwestern, der Karmeliterbruder Jerónimo Gracián, nur schwach und allzu schüchtern für sie eintrat. Ja, um von der leidigen, nicht ganz ungefährlichen Angelegenheit loszukommen, machte der Säumige Miene, nach Amerika als Heidenmissionar zu gehen. Bruder Luisius, dem die Gewissensfragen der Barfüßerinnen, insbesondere ihr Recht, sich den Beichtvater auch außerhalb des Ordens zu wählen, gar sehr am Herzen lag, war außer sich über diese Fahnenflucht. Denn als solche erschien ihm das Vorhaben des bestellten Anwalts. „Es ist eine sehr gewöhnliche, höchst geläufige Versuchung“, schreibt er, „daß die Menschen ihre amtliche Aufgabe vergessen und ihrem Herrgott in etwas Anderem, das er ihnen gar nicht zumutet, dienen wollen, und sich einbilden, ihn dadurch noch besser zu bedienen. Feuer ist ausgebrochen im Karmeliterorden, der dabei zugrunde geht, daß es ein Jammer auch für die Fernstehenden ist, und Pater Gracián will sich abwenden, will nicht dort, wo er Anwalt ist

¹ Bibl. aut. esp., 37. Bd., S. 338 und S. 61.

² Bibl. aut. esp., 62. Bd., S. 50 f.

und helfen kann, sondern anderwärts das Heil suchen, will andere Seelen retten! Verantwortung hat er für die Seelen seines Ordens und nicht für die der Indianer in Amerika. . . . Mir scheint, der Teufel flüstert ihm diese Indianersehnsucht ein.“

Zu seinem eigenen Orden hat denn auch Bruder Luisius treu bis zum letzten Atemzug gehalten. In diesem Dienste war ihm kein Opfer, keine Anstrengung zu viel; in diesem Dienste sich zu verzehren, war sein Wunsch und Wille. Sein Tod während der Tagung des Ordenskapitels in Madrigal besiegelt den Bund einer mehr als nur menschlichen Gemeinschaft. In der Regel mögen die Belange und Forderungen seiner Studien und seines akademischen Lehramtes mit denen seines Ordens sich gut vertragen haben; wenn sie sich gelegentlich kreuzten, so hatte selbstverständlich die religiöse Bindung den Vorrang vor jeder anderen.

Gewissenskonflikte, die er in seinen Vorlesungen und Abhandlungen *De fide*, *De spe*, *De charitate*, *De praedestinatione* mit geläufiger Kasuistik zu behandeln verstand: im wirklichen Leben haben sie ihn, so weit wir zu sehen vermögen, kaum beunruhigt. Er war kein Skrupulant und kein Schwächling, also keine im romantischen Sinn interessante Natur. Von Versuchungen, satanischen Anwandlungen, mönchischen Kasteiungen eines ungebärdigen Fleisches, von verhaltener Sinnlichkeit oder falscher Scham ist nichts bei ihm zu bemerken. Heikle Gegenstände, wie das Hohe Lied mit seiner überschwenglichen Erotik, oder die Lebensführung einer jung Verheirateten, behandelt er so sachlich, sicher und keusch, wie es nur wenigen Menschen von edler Natur und reiner Seele gegeben ist. Solche Lauterkeit ist eine Gabe und fällt nicht mehr unter den Begriff der Leistung.

III

DER FORSCHER UND GELEHRTE

Man weiß, daß in Spanien Gewohnheiten und Anschauungen des Mittelalters weit in die Renaissance hinein und darüber hinaus viel zäher und lebendiger sich erhalten haben als im übrigen Europa. Aristoteles, Thomas von Aquino, scholastische Philosophie und Theologie hörten nicht auf, das Denken der führenden Köpfe und der hohen Schulen zu beherrschen. Durch die Stellungnahme gegen den Protestantismus versteifte sich Spaniens Haltung so sehr, daß es von modernen Gelehrten geradezu als das Land gekennzeichnet wurde, das keine Reformation und keine Renaissance gehabt habe. Man braucht nur einen Buchstaben an dieser Behauptung zu ändern, um sie richtigzustellen: Spanien ist das Land, das seine Reformation und seine Renaissance, nicht die der anderen europäischen Völker gehabt und auf seine Weise die Erneuerung des christlichen Glaubens und der menschlichen Bildung von Grund aus erlebt hat.¹ Luis de León gehört zu den kraftvollsten Trägern und zu den beredtesten Zeugen dieses Sachverhaltes.

Echt spanisch ist die Wirkung, die er als Denker und Lehrer in Salamanca ausgeübt hat. Über seine Stellung innerhalb der spanischen Philosophie des 16. Jahrhunderts gibt es eine ausführliche, vorsichtig abwägende Untersuchung von P. Marcelino Gutiérrez: *Fray Luis de León y la filosofía española del siglo XVI*. Escorial 1929. Da wird von Fall zu Fall nachgewiesen, wie Luisius sich immer bemüht, eine richtige Mitte und einen versöhnenden Ausgleich zu finden und durchzuhalten im Kampf der Geister zwischen Vernunft und Offenbarung, Renaissance und Scholastik, Rhetorizismus und Logizismus, Realismus und Nominalismus, Zweifel und Autorität, Unterschätzung und Überschätzung der menschlichen Seele in der Stufenordnung der

¹ Vgl. meine Studie „Die Bedeutung der spanischen Kultur für Europa“, I und II, in „Südliche Romania“, München und Berlin 1940, besonders S. 173-186.

Geschöpfe, Revolution und Reaktion im politischen Leben usw. Manchmal, z. B. in gewissen Fragen der Theodizee, drückt er sich so behutsam aus, daß es beinahe unmöglich wird, seinen Standpunkt genau zu umreißen. Trotzdem dürfen wir seine Scheu vor Extremen und radikalen Formulierungen und seinen Hang zur Milderung der Gegensätze in keiner Weise als Schüchternheit oder Bequemlichkeit deuten. Vielmehr kommt diese Veröhnlichkeit aus einem spekulativen und künstlerischen Drang nach Harmonie. Lassen wir den religiösen und philosophischen Gedanken, der hier zugrunde liegt, in der Sprache des Meisters zu Worte kommen.¹

„... denn man muß verstehen, daß die Vollkommenheit aller Wesen und besonders der sinn- und vernunftbegabten darin besteht, daß ein jegliches von ihnen alle andern in sich begreife, daß es eines sei und doch alle möglichen andern zugleich; denn dadurch kommt es Gott dem Allumfassenden näher. Je höher es in dieser Richtung steigt, desto enger schließt es sich Ihm an und wird Ihm ähnlich. Nach solcher Ähnlichkeit lüsten – wenn man so sagen darf – sämtliche Wesen. Dorthin fliegen, wie nach der Zielscheibe, die Wünsche aller Geschöpfe. Es besteht also die Vollendung der Wesen darin, daß ein jegliches von uns eine ganze Welt sei, auf daß, da nun alle in mir und ich in allen wohne und von allen das Wesen umfasse, und alle und ein jedes von ihnen das meinige in sich trägt, daß also dieses ganze Gefüge des Weltalls in sich verschlungen und verkettet werde und daß zur Einheit seine vielfältigen Verschiedenheiten zurückfinden und daß sie sich vereinen, ohne sich zu vermengen und, in ihrer Vielheit verbleibend, die Zersplitterung überwinden, und daß über der ausgebreiteten und vor dem Auge entfalteten Buntheit der verschiedenen Dinge siegreich die Einheit herrsche und ihren allesüberragenden Thron errichte.“

Meister Luisius war sich des intuitiven und theoretischen Charakters dieses Aufstrebens der Geschöpfe zu dem dreieinigen Gott genau bewußt. Niemals schmeichelte er sich, Gegensätze des tätigen Lebens durch schöne Bilder und hohe Begriffe zu versöhnen oder verschwinden zu lassen. Keine gelegenheitmacherische Schlaueit und keine intellektualistische Schwachheit,

¹ De los nombres de Cristo, Clásicos castellanos, 28. Bd., S. 27 f.

nichts von der heute so beliebten Verunreinigung der geistigen Werte durch Geschäftigkeit darf man bei Luis vermuten. Richtig verstehen kann man ihn nur auf Grund einer säuberlichen Unterscheidung der *Vita contemplativa* von der *Vita activa*, was keine Trennung, wohl aber einen geordneten Stufengang von der Theorie zu der Praxis und von dieser zu jener bedeutet. In dieser antiken und christlichen, altbewährten Zucht des Wollens und Denkens ist er groß geworden.

Aus seinen Gesprächen über die Namen Christi (1. Buch, 8. Abschnitt: „Padre del siglo futuro“) geht hervor, daß er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, eine eingehende Widerlegung des Protestantismus, insbesondere Luthers, zu schreiben. Er hoffte, ja er war überzeugt, daß diese Widerlegung zwangsläufig und beinahe von selbst aus einer zusammenhängenden Betrachtung der Erschaffung des Menschen, seines Sündenfalles, seiner Erbsünde, seiner Wiedergeburt, Rechtfertigung und Erlösung in Christo sich ergeben müsse. „So ist es ohne Zweifel“, sprach Marcelo, „wenn man diese Neugeburt und was Gott damit vorhatte ganz im Zusammenhang erfaßt, erklärt und richtig einsieht, so werden damit die hauptsächlichen Fehlerquellen der lutherischen Lehre zerstört und ihr Irrtum wird augenfällig, und manches, was in den Schriften verkehrt und dunkelerschien, erhellt sich dem Verständnis, sobald man diesen Zusammenhang einmal begreift.“ Gerne, fügte er hinzu, hätte er sich dieser Aufgabe gewidmet, wenn es die Umstände erlaubt hätten. Habe er doch im Grunde nichts anderes gewünscht, als diese schülerhaften und rechthaberischen Zänkereien in einem vermittelnden Ruhepunkt zu beenden.

Forschung ist sonach für diesen spekulativen Denker im Grunde nichts anderes als die Ermittlung der göttlichen Harmonie und Einheit in der Vielheit der Wesen und im Kampfgewühl der Meinungen. Wenn man ihn, wie manchmal geschieht, einen eklektischen Denker nennt, wird man ihm nicht gerecht. Denn nicht nach eigenem Gutdünken und Geschmack, nicht willkürlich baut er aus Bruchstücken verschiedener Systeme ein System für sich zusammen. An einem eigenen System auf eigenem philosophischen Grund und Boden lag ihm so wenig wie am Besitz eines eigenen Wohnhauses, dessen unvermeidliche Reparaturen

ihn doch nie zur Ruhe würden kommen lassen. Immer nur Bruchstücke oder Teilansichten der ganzen unendlichen, in dem dreieinigen Gott gegründeten und beglückten Weltordnung vermag das menschliche Denken zu fassen. Das wahre System, das einzige, liegt jenseits unserer Begriffe. Die letzte Einsicht entzieht sich uns, und das letzte Wort gehört bei Luis de León dem Mystiker. – Doch eben nur das letzte. Den schwelgerischen, mehr oder weniger quietistischen Mystizismus der „Erleuchteten“, der sogenannten Alumbrados, die schon zu ihren Lebzeiten zu höchster Weisheit und zu göttlichen Einsichten vorzudringen hofften oder beanspruchten, hat Magister Luisius niemals mitgemacht, so beliebt und verbreitet dergleichen damals war.¹

Es gab im 16. Jahrhundert in Spanien und in ganz Europa sehr viele und verschiedenartige Mystiker; einen einheitlichen Begriff der Mystik gab es aber nicht, so daß die Frage, wie Luis zu der Mystik seines Zeitalters stehe und ob er etwa selbst dazu gehöre, keinen genauen Sinn hat. Mit Sicherheit können wir nur feststellen, daß er allen über das kirchlich geregelte Maß hinausstrebenden und übersteigerten Formen von frommer Erleuchtung, Eingebung, Verzückung und Gläubigkeit sehr zurückhaltend, vorsichtig, ja mißtrauisch gegenüberstand. Eben weil er in allem, was wir erkennend und handelnd vermögen, im ganzen Weltgebäude um uns her die Wirkungen Gottes gegenwärtig sah und Gott als den Urgrund fühlte, und weil er durch Christum und in der Kirche die große Vermittelung zu gewinnen und dem Corpus mysticum anzugehören sicher war, eben deshalb widerstrebte es ihm, ein bevorzugtes und geheimes Sonderverhältnis zu Gott für sich selbst zu beanspruchen. Besonders aufschlußreich scheint mir in dieser Hinsicht seine Stellung zu Teresa de Jesús von Avila.

In Auftrag des königlichen Rates besorgte und veröffentlichte er in Salamanca 1588 die Schriften der im Jahr 1582 verstorbenen Neubegründerin des Karmeliterordens und legte in einem Widmungsschreiben an die Madre Priora Ana de Jesús die Be-

¹ Vgl. Bernardino Llorca: Die spanische Inquisition und die Alumbrados, Münchener Dissertation 1934 und K. Vossler: Poesie der Einsamkeit in Spanien, München 1940, S. 155 ff.

deutung von Teresas frommem Lebenswerke dar.¹ „Ich habe“, so beginnt der Brief, „die Mutter Teresa de Jesús, solange sie auf Erden wandelte, weder gekannt noch gesehen; nun sie aber im Himmel lebt, kenne ich sie und sehe sie fast immer in zwei lebendigen Bildern, die sie uns von sich hinterließ: in ihren geistlichen Töchtern und in ihren Büchern.“ Ein mehrfaches Wunder, ein „ayuntamiento de milagros“, sei durch die Verewigte geschehen: die Neubelebung des Ordens, sodann der hohe Adel ihrer Schriften, die Zartheit, Klarheit, Reinheit, Flüssigkeit und natürliche Anmut ihres Ausdrucks, ein Zeichen, daß der heilige Geist aus ihr spreche und ihr die schreibende Hand geführt habe. Diese Schriften habe er, Luis, nicht nur fleißig gelesen und geprüft, wie der königliche Rat ihm aufgetragen, er habe sie mit den Originalhandschriften selbst verglichen, um ihnen ganz die ursprüngliche Reinheit wiederzugeben, ohne ein Wörtchen noch Sächelchen daran zu ändern, denn durch Fahrlässigkeit, Frechheit und Irrtum der Abschreiber sei Vieles entstellt worden. „Änderungen vornehmen an Dingen, die ein von Gott beseeltes Gemüt niederschrieb und offenbar aus hohem Drange also schreiben mußte, das war Vermessenheit, und ein übler Wahn war es, an den Worten herumzubessern; hätten die Abschreiber richtig kastilisch gekonnt, so hätten sie sehen müssen, wie Mutter Teresas Kastilisch die Eleganz selbst ist.“ – Was nun Offenbarungen und Gesichte betrifft, von denen die Verfasserin berichtet, daß sie ihr zuteil wurden, „so war es gut“, meint Luisius, „mit ihrer Veröffentlichung so lange zu warten, bis deren göttliche Herkunft und Echtheit überzeugend erwiesen war durch das Sterben und die nachfolgenden Wunderwirkungen der Mutter Teresa“. Im übrigen sei die volle Vereinigung der Seele mit Gott im Gebet und in der Verzückung eine Ausnahme, ein unberechenbares Geschenk, dessen sich niemand versichert halten könne. Aus dem, was der Heiligen durch Glück und besondere Gnade etwa geworden und geschehen sei, dürfe man keine allgemeine Regel machen. Von der vorweggenommenen Seligkeit solch erhöhter Zustände schrieb Luisius schon in seinem lateinischen Kommentar zum Hohen Lied, sie könne uns durch die Autorität keines Gelehrten verständlich gemacht werden, nur in der Minne zu

¹ Bibl. aut. esp., 62. Bd., S. 53–57.

Gott könne sie erlebt werden, und er müsse gestehen, daß er sich zu den Bevorzugten, denen solches zuteil wurde, nicht zählen dürfe.¹

Man beachte die feine und vorsichtige Art, wie er sich in der spekulativen Philosophie und Theologie zurückhält, dem kirchlichen Dogma und der scholastischen Überlieferung so treu wie möglich bleibt und wie peinlich genau, kritisch und selbstständig er vorgeht, sobald die fraglichen Dinge, mit denen er sich beschäftigt, in den Bereich der Philologie geraten. Er war in der Tat einer der größten Philologen seiner Zeit und seines Landes, von der Natur mit einem ebenso geschmeidigen wie sicheren Sprachgefühl ausgestattet. Latein und Griechisch lernte er rasch und gründlich; das Hebräische und „Chaldäische“ dürfte er in Alcalà de Henares bei dem Zisterzienserbruder Cipriano de la Huerga († 1560), der ein vorzüglicher Hebraist und Bibelexeget war, studiert haben. Wohl etwas später, ohne Schwierigkeit und ohne nennenswerten Lehrer, lernte er italienisch. Die höchste Meisterschaft erreichte er in der Handhabung seiner Muttersprache. Hier gesellte sich ihm zu der erworbenen Wissenschaft und grammatischen Zucht eine sprachschöpferische Ursprünglichkeit ohnegleichen. Hier reicht sein großer dichterischer Genius dem gewandten und findigen Gelehrten die Hand.

Verweilen wir zunächst bei Luisius philologus. Bei den Bemühungen um das richtige Verständnis der heiligen Schriften mitzuhelfen, dies galt ihm ohne Zweifel als die wichtigste Aufgabe der Philologie. Die Texte, für deren Erklärung er sich besonders einsetzte: der Hiob, das Hohe Lied, der Psalter, der Prediger (Ecclesiastes), das Lied Mosis (Deuteronom. 32. Kap.), der Prophet Obadja, die Briefe des Apostels Paulus an die Galater und Thessalonicher gehören teils zu den prophetischen, teils zu den lehrhaften Schriften der Bibel, kein einziges Stück

¹ Opera II, S. 39. Aufschlußreich ist auch die Lebensgeschichte der heiligen Therese von Avila, die Luis kurz vor seinem Tode auf Verlangen der Kaiserin Maria von Österreich, Schwester Königs Philipp II., zu schreiben begann, aber nicht vollendete. Man findet den anmutigen, mit zarter, hinnehmender Gläubigkeit und beinahe kindlicher Wunderfreude geschriebenen Text in der Biblioteca Mística Carmelitana, 2. Bd., Burgos 1915, S. 474-489. A. Coster verzeichnet in seiner Bibliographie de Luis de León, Revue hisp., 59. Bd., 1923, noch zwei weitere Neudrucke dieses Textes.

zu den rein geschichtlichen: doch wohl ein Zeichen, daß er seine Hauptaufgabe dort erkannte, wo mit einem mehr als nur „buchstäblichen“ Sinn des Textes zu rechnen war, wo man sich auf versteckte, allegorische, moralische, anagogische, zukünftige und ewig fortwirkende Hintersinnigkeiten gefaßt machen mußte. Dieser Allegorismus, eine Errungenschaft der späten Antike und des Mittelalters, hatte sich am zähesten in der Bibel-Exegese erhalten. Luisius übernahm ihn, man darf wohl sagen, mit gemischten Gefühlen. Einesteils verdroß es ihn, zu sehen, wie gewisse Gottesgelahrte, ohne ein Wort Hebräisch oder Griechisch zu verstehen, aus dem lateinischen Text der Vulgata, den sie oft nur ungefähr oder falsch erfaßten, voreilige und verwegene Deutungen hervorholten; andererseits freute es ihn, darzutun, was für hohe, weitgehende, sinnreiche Schlußfolgerungen und Anwendungen ein frommer Theologe auf einem philologisch richtig erklärten und gesicherten biblischen Wortlaut aufbauen konnte. Mit anderen Worten: die bloße Philologie um ihrer selbst willen, die formale Textkritik, wie sie mit Eifer und Erfolg von den Humanisten in Italien betrieben wurde, lockte ihn nicht. So fein sein stilistisches Gefühl, so scharf sein sprachlicher Verstand immer waren – zu ästhetischen Selbstzwecken wollte er sein philologisches Können nicht ausüben. Es wäre ihm wohl als Verschwendung oder Müßiggang erschienen. Erst im Dienste einer höheren heiligen Sache konnte er seines sprachlichen, stil- und kulturgeschichtlichen Wissens froh werden. Wie bezeichnend ist es doch, daß er in den Schriften der heiligen Teresa sogar die Unregelmäßigkeiten des Satzbaus, Anakoluthen, Einschübe, Abschweifungen als anmutige Regungen einer frommen und ergriffenen Seele, sozusagen als das Muttermal „el lunar“, der göttlichen Eingebung versteht, und es nicht mit der Neugier des Feinschmeckers, sondern mit der Pietät des Gläubigen betrachtet.¹

In der Bibel-Exegese war es sein besonderer Stolz, auf den hebräischen Wortlaut zurückzugreifen, ihn in allen seinen sprachlichen, sachlichen, kulturgeschichtlichen Bedeutungsmöglichkeiten vorzuführen, die besonderen Tönungen, die der Wortsinn durch den jeweiligen Zusammenhang² erfährt, zu erwägen, den

¹ Siehe *Bibl. aut. esp.*, 62. Bd., S. 55.

Ausdruckswert von Metaphern, Bildern und Vergleichen je nach der Häufigkeit ihres Vorkommens abzuschätzen, grammatisch zweifelhafte Formen durch Heranziehung ähnlich gelagerter Bildungen genauer zu bestimmen, den Abstand der lateinischen Übersetzungen, besonders der Vulgata, von der hebräischen Vorlage zu ermessen und womöglich zu rechtfertigen, neben dem „sentido latino“, dem klaren lateinischen Sinn, den großen hebräischen Ton „el aire hebreo, que tiene su cierta majestad“, wie es im Widmungsschreiben zum Hiob heißt, hervorzuholen und durch all diese Kleinarbeit zu zeigen, wie wichtig, wie unentbehrlich es ist, daß unser Verständnis des buchstäblichen und historisch bedingten Sinnes gesichert werde, bevor wir uns an die allegorische Ausdeutung des Gotteswortes heranwagen. Es waren bescheidene Einzelerfolge, deren fortlaufende Verkettung aber doch allmählich einen stolzen Siegeszug über die hochtrabenden und veralteten Vertreter des rein allegorischen Verfahrens bedeutete.

Solche Triumphe, die er im Kreis seiner Schüler genoß, mußten ihm den Haß seiner philologisch weniger geübten Kollegen eintragen, wie z. B. des Professors León de Castro, der zwar auch Hebräisch studiert hatte, aber ungenügend, und daher in jedem besseren Kenner dieser Sprache einen „judaizante“ und Ketzer witterte.

Freilich, wenn Luisius den kritischen Realismus, dessen er sich in sprachlichen, handschriftlichen, sittengeschichtlichen Fragen befleißigte, folgerichtig durchdacht und auf den Hauptgebieten der Religions-, Kirchen- und Staatengeschichte betätigt hätte, so wäre er in schwere Konflikte mit seiner Kirche und mit sich selbst geraten. Davor behütete ihn der fromme und künstlerische Zug seines Geistes, freilich auch seine weltliche Klugheit. In dem Streite zwischen den Anhängern des lateinischen Bibeltextes der Vulgata und Luis als dem Verteidiger des hebräischen Textes standen zwar verschiedene Autoritäten gegeneinander, jedoch keineswegs in grundsätzlicher Unverträglichkeit. Es sind hauptsächlich zwei Gedanken, durch die Meister Luisius den Ausgleich in die Wege leitete.¹ Erstens der historisch-kritische

¹ Am eingehendsten äußert sich Luis über diese Fragen in seinen Verteidigungsschriften vor der Inquisition, Documentos inéditos, 10. u. 11. Bd., in

Gedanke, daß uns die ältesten Urschriften der „*veritas hebraica*“, wie man das Alte Testament zu nennen pflegte, nicht erhalten seien, daß sie bei der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier mitsamt der Bundeslade verbrannt seien, daß uns also der hebräische Wortlaut nur in sekundären Niederschriften vorliege. Zweitens der religions-philosophische Gedanke, daß der heilige Geist, der einst durch Moses, David, Salomon sich vernehmbar machte, immerdar und auch jetzt noch lebendig sei und mitwirke in unseren Bemühungen um die richtige Fassung des Gotteswortes. „Denn immer“, sagt Luisius, „hat es in unserer Kirche griechische und hebräische Codices gegeben, die sehr viel an der Berichtigung der heiligen Schriften mithelfen können, und katholische Männer, denen diese Sprachen sehr vertraut sind. Nicht ohne Grund wird Sprachbegabung unter die Gaben des Heiligen Geistes gerechnet.“¹ Da sonach der Strom der heiligen Überlieferung weder in der Vergangenheit einen genau bekannten Anfang, noch in der Zukunft einen absehbaren Schluß zeigte, da er sozusagen nur seitlich gegen den Einbruch anderer Glaubensquellen durch das kirchliche Dogma abgedämmt war, so konnte Bruder Luisius seine textkritischen Vergleiche und Säuberungen unbehindert talauf, talab entfalten, sofern er nur klug genug war – und er war es –, den kirchlich festgesetzten Wahrheitsgehalt der Vulgata nicht anzutasten. Ihm genügte es, in der Betrachtung und Behandlung der sprachlichen Einkleidungen des göttlichen Geistes Bewegungsfreiheit mit gutem Gewissen zu haben. Viele der von ihm befürworteten Korrekturen sind denn auch – man weiß nicht genau durch wessen Vermittlung – in den unter Clemens VIII. verbesserten und heute noch gebräuchlichen Vulgata-Text aufgenommen worden.

Es will vielleicht manchem unserer deutschen Leser merkwürdig erscheinen, wie Luis de León in der Philologie so selbständig

seinem *Tractatus de fide*, Opera V, S. 259–337, und in zwei Gutachten für die Bibelkommission in Rom (1588), die in der Augustiner-Zeitschrift „*Ciudad de Dios*“, 26. Bd., S. 96 ff. veröffentlicht sind. Ich kenne sie nur durch die Inhaltsangabe von A. Coster, *Revue hisp.*, 54. Bd., 1922, S. 147 ff., da mir dieser Jahrgang der Zeitschrift nicht zugänglich war.

¹ „*Nam semper fuerunt in Ecclesia codices graeci et hebraici Sacrae Scripturae emmendantissimi, et viri catholici earum linguarum periti; neque sine causa inter dona Spiritus Sancti ponitur donum linguarum.* Opera V., S. 333.

und scharf, in der Philosophie und Theologie aber so nachgiebig und folgsam sein und dabei doch eine ungebrochene, charaktervolle Persönlichkeit bleiben konnte. Die Lösung des Rätsels ist, wie mir scheint, darin zu suchen, daß er eine derart sprachbegabte Natur war, daß ihm durch schöpferisches Dichten und durch empfängliches Nachdichten, Übersetzen, Erklären und Deuten von sprachlichen Gebilden die übrigen Fragen des Lebens sich beinahe von selbst beantworteten. Er war so sehr ein Kind und Liebling des dichtenden, fabelnden, sprechenden und dolmetschenden Geistes, daß er mit den zwingenden Gesetzen der Logik und mit der Notwendigkeit des Alltags leichter und anmutiger als die gewöhnlichen Menschen zustande kam. Gewisse Begriffsverwirrungen und gewisse Niedrigkeiten berührten ihm nicht einmal die Fußsohlen. Was Goethe über Schiller sang, gilt auch von ihm:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Im Zeichen der Sprache und der menschlichen Benennungen der Gottheit, in seinen Gesprächen über die Namen Christi, gelang ihm die eigenartigste und umfassendste Verbindung des ewigen Wesens mit den irdischen Erscheinungen. Diese große Dichtung in Prosa verlangt, daß wir sie näher betrachten.

„GESPRÄCHE ÜBER DIE NAMEN CHRISTI“

„Es war im Juni um Sankt Johann, zur Zeit, da in Salamanca das Studienjahr zu Ende geht, als Marcelo (nur mit diesem Decknamen will ich ihn nennen und ähnliche Rücksicht seinen Genossen erweisen) nach der langen Anstrengung eines dortigen Arbeitsjahres sich in die erholsame Einsamkeit einer Meierei zurückzog, die, wie Euer Gnaden wissen, zum Besitz unseres Klosters am Tormes-Ufer gehört. Um ihm Gesellschaft zu leisten und sich ebenfalls auszuruhen, begleiteten ihn zwei Ordensbrüder. Nach einigen Tagen, am Morgen von Sankt Peter, geschah es, daß sie nach dem gebührenden Gottesdienst alle drei in das vor dem Haus gelegene bebaute Land hinaustraten.

Es war ein weites Land, mit vielen Bäumen bestanden, die, regellos verteilt, an diesem Frühsommernorgen sehr malerisch wirkten. Zunächst spazierten sie ein wenig umher und genossen die frische Luft; dann ließen sie sich im Schatten eines Rebengeländers nieder auf Sitzbänke in der Nähe eines Bächleins, das am Berghang hinter dem Haus entspringt und nun hier in das Feld herunterkollerte, daß es klang wie ein Lachen. Eine Reihe schöner hoher Pappeln tat sich vor ihren Augen auf, und nicht weit dahinter sah man den Tormes fließen, der, trotz der vorgerückten Jahreszeit sein Bett noch reichlich füllend, sich durch die Ebene wand. Die frische Morgenluft versprach einen ruhigen, sehr klaren Tag. So saßen die Drei nun eine kleine Weile schweigend da, bis der Jüngste unter ihnen – ich will ihn Sabino nennen – mit einem Aufblick zu Marcelo lächelnd das Wort nahm und sprach:

„Manche Menschen verstummen, wenn sie eine Landschaft vor sich sehen, und das sind wohl die tiefer veranlagten Geister; mir aber geht es wie den Vögeln: wenn ich ins Grüne schau, möchte ich singen oder schwatzen.“

„Ich versteh wohl“, antwortete alsbald Marcelo, „was Ihr damit sagen wollt; und es kommt nicht von geistiger Tiefe oder Er-

habenheit, wie Ihr mir zu Gefallen oder zu Troste andeutet, es kommt vom Unterschied des Alters und des Temperamentes, dem wir unterstehen, wenn der Anblick dieser Landschaft Euch sanguinisch und mich melancholisch stimmt. Laßt uns aber hören, ob Juliano (so soll nämlich der Dritte heißen, den er nun anredete) ebenfalls zu den Vogelnaturen gehört, oder ob er aus anderem Stoffe ist.'

‚Ich bin nicht immer‘, antwortete dieser, ‚gleich geartet; doch gegenwärtig neige ich eher dem Temperament unseres Sabino zu, und da er angesichts dieses schönen Gefildes und herrlichen Himmels nicht wohl mit sich selbst reden kann, so mag er uns sagen, worüber er gerne möchte, daß wir plauderten.‘

Da zog Sabino ein nicht sehr großes beschriebenes Papier aus seiner Brust und rief: ‚Hier habt ihr, was ich wünsche und was ich hoffe!‘

Marcelo erkannte sofort das von ihm selbst beschriebene Papier und wandte sich lachend an Sabino:

‚Was Ihr wünscht, wird Euch gewiß nicht lange umtreiben, denn Ihr habt ja ganz in der Hand, was Ihr hofft; auch kann weder Euer Wünschen noch Euer Hoffen sehr großartig sein, wenn es sich in so ein kleines Papierchen einfangen läßt.‘

‚Wenn es sich herausstellt, daß es ärmliche Kleinigkeiten sind‘, erwiderte Sabino, ‚so werdet Ihr um so weniger Grund haben, mir dergleichen vorzuenthalten.‘

‚Wie soll ich also‘, frug Marcelo, ‚oder wie kann ich zur Erfüllung Eures Wunsches beitragen, oder was meint Ihr denn mit Eurem Wünschen?‘

Jetzt entfaltete Sabino das Papier und las nur den Titel vor: Über die Namen Christi. Dann sagte er: ‚Zufällig fand ich heute dieses Blatt, auf dem von Marcelos Hand einige von den Namen aufgezeichnet stehen, mit denen Christus in der heiligen Schrift bezeichnet wird, sowie die Stellen, wo diese Namen vorkommen. Wie ich ihn nun sah, bekam ich Lust, aus seinem Munde einiges über diesen Gegenstand zu hören; drum sagte ich, auf diesem Blatt Papier stehe mein Wunsch; es steht aber auch meine Hoffnung darauf, denn es läßt erkennen, wie Marcelo auf diesen Gegenstand sein Studium und Nachdenken gerichtet hat; und ich folgere daraus, daß er es schon auf der Zungenspitze trägt:

so kann er uns diesmal nicht mit der Ausrede entwischen, die er, wenn wir ihn zum Sprechen bringen wollen, gewöhnlich vorbringt, nämlich er sei unvorbereitet. Da ihm also seine Entschuldigung dieses Mal nicht hilft und der Augenblick uns günstig ist und der Tag festlich und die Gelegenheit zu solchen Reden einladend, kann es uns, wenn Ihr, Juliano, mir beisteht, nicht mehr schwer fallen, unseren Marcelo zu erweichen.'

„Ich wüßte nicht, worin Ihr mich eifriger auf Eurer Seite fändet“, antwortete Juliano. Es wurde noch viel in dieser Sache hin und her geredet, denn Marcelo wehrte sich gar sehr, d. h. er bat sich zum wenigsten aus, daß auch Juliano sich tätig beteiligte. Als es schließlich ausgemacht war, daß je nachdem Gelegenheit oder Notwendigkeit es zu erlauben oder zu erfordern schiene, Juliano seines Lehramtes ebenfalls walten sollte, wandte sich Marcelo zu Sabino mit den Worten:

„Da das Blatt Papier unser Gespräch angeregt hat, mag es uns nun auch die Richtung dazu weisen. Sabino, fanget an, daraus vorzulesen, und in der Reihenfolge, wie es geschrieben steht, wollen wir es besprechen, falls ihr nichts anderes vorzuschlagen habt.'“

„Keineswegs, wir sind einverstanden“, antworteten Sabino und Juliano zugleich. Und alsbald richtete Sabino seinen Blick auf das Geschriebene und las mit klarer und verhaltener Stimme das Folgende. . . .“

Nach dieser anmutigen Einleitung, die ich so gut wie möglich verdeutscht habe, bewegt sich das Gespräch in drei Absätzen um den vorgeschriebenen Gegenstand der Namen Christi. Der Morgen des Sankt-Peter-Tages, sodann die Abendstunden und schließlich der Abend des nächsten, dem Apostel Paulus geweihten Tages werden durch Marcelos beredten Vortrag und durch Fragen, Einwürfe und Ergänzungen der zwei Anderen stimmungsvoll ausgefüllt. Die oben geschilderte gartenartige Szenerie des Morgengesprächs wird im zweiten und dritten Teil durch ein anderes, noch stilleres Landschaftsbild abgelöst. In einem Nachen fahren die drei gottsuchenden Männer auf eine kleine bewaldete Insel mitten im Tormes, setzen sich im Schatten einer gewaltigen Pappel auf das Gras des Uferrandes

und sehen im Abendlicht das Spiel des Wassers, das teils frei dahinfließt, teils durch ein Stauwehr in eine Mühle geleitet wird.¹

Neben viel lieblicher und großer Poesie der irdischen Natur, der himmlischen Herrlichkeit und des menschlichen Gemütes findet man auch welke und verstaubte Stellen in diesem merkwürdigen Werk, das im Gefängnis erdacht und begonnen und in der wiedergewonnenen Freiheit vollendet wurde. Daher erheben sich dem heutigen Leser unvermeidliche Bedenken: so vor allem die Frage, ob denn wirklich aus einigen Namen, mit denen Christus bezeichnet wird, eine vertiefte Erkenntnis seines Wesens gewonnen werden könne. Sind doch die meisten der besprochenen Namen nur bildhaft oder vergleichsweise zu verstehen: *pimpollo*, der Schöbling, das Reis; *cara* oder *faces*, das Angesicht Gottes; *camino*, der Weg; *pastor*, der Hirte; *monte*, der Berg; *padre del siglo futuro*, Ewig-Vater; *brazo de Dios*, Arm des Herrn; *Rey de Dios*, König; *Principe de paz*, Friedensfürst; *esposo*, Bräutigam; *hijo*, Gottessohn; *cordero*, Lamm; *Amado*, Freund. Erst am Schluß des letzten Gespräches wird die Erklärung und Deutung des Eigennamens Jesus versucht, und gerade diese mutet uns besonders verkünstelt und spielerisch an. Wir sind gewohnt, zwischen Sachen und Wörtern und zwischen dem beharrenden Wesen der Dinge und ihren schwankenden Benennungen streng zu unterscheiden.

Name ist Schall und Rauch
umnebelnd Himmelsglut.

In diesen Morgen- und Abendgesprächen aber werden die Namen des Gottes-Sohnes nicht als unmaßgebliche Wunschbilder menschlicher Phantasie gewertet; sie werden fromm und gläubig als hohe vielsagende Kennworte der Gottheit hingenommen, die wie Lichtstrahlen, wie verstreute Offenbarungen des Heiligen Geistes in unser verfinstertes Jammertal herabscheinen. In den Büchern der Heiligen Schrift sind sie gesammelt und verbürgt. Auf Julianos Einwand, daß Gottes Wesen doch alle Bilder, Vergleiche,

¹ Sowohl diese wie die obige Landschaft wird von den Behörden in Salamanca und von den Eigentümern der Meierei bzw. der Mühle pietätvoll gehütet und entspricht daher noch heute den Schilderungen des Bruders Luisius.

Stimmen und Namen weit überschreite, daß Er außerdem allgegenwärtig sei und nicht gerufen zu werden brauche, daher Ihm zu eigen kein Name gesetzt werden dürfe, erwidert Marcelo: „Gewiß ist es wahr, daß Gott in unsrem innersten Sein wie bei sich selber gegenwärtig ist . . . und doch so weit entfernt von unsrer Sicht und von der klaren Erkenntnis, nach der unser Verstand verlangt. Solange unsere Pilgerfahrt ferne von Ihm durch diese Tränengefilde hinzieht und Er sich uns nicht offenbaren und Sein Antlitz nicht zu unserer Seele neigen will, empfiehlt es sich daher, ja es ist bitter not geworden, daß wir wenigstens im Munde einen Namen und Laut von Ihm führen und in der Vorstellung wenigstens ein Zeichen von Ihm, so unvollkommen und dunkel, so rätselhaft es immer bleibe. Wenn unsre Seele aber aus diesem irdischen Gefängnis, in dem sich die verdüsterte abquält, in die reine Klarheit des himmlischen Lichtes emporsteigt, dann wird Er, der unsrem Wesen schon jetzo inneohnt, auch unserem Verstand erreichbar werden und ohne bildliche Vermittelung mit seiner Wirklichkeit in den Gesichtskreis unserer Seele treten; und sein Name wird dann nichts anderes für uns sein als Er selbst in der Form und Art, wie er von uns erschaut wird. Und ein Jeder wird Ihn dann, mit allem, was er von Ihm erschaut und erkennt, also mit Ihm selbst benennen, genau so wie er Ihn begreifen kann.“

Demnach weiß Luis de León sehr wohl, daß die Namen Christi, obschon er sie aus nicht zu bezweifelnden Schriften gewonnen hat, nur schwache Notbehelfe für einen vorläufigen Hinweis auf das unerforschliche Wesen des Gottessohnes abgeben können. Immerhin bedeuten sie ihm eine Hilfe von mehr als nur menschlich allzu menschlichem Wert. Sie beleuchten das göttliche Geheimnis, sie umnebeln es nicht. Nicht Schall und Rauch, nicht neckische Ausgeburten unsrer Sprachphantasie, sondern treue Spiegel, herabgereicht vom ewigen Geist, sind diese Namen für ihn. Er wird nicht müde, ihre Konsonanten und Vokale, ihre Silben, ihre Bedeutungsmöglichkeiten und Zusammenhänge mit kindlicher Andacht, gelehrter Klügelei, scholastischen Kunstgriffen und schwärmerischer Empfindsamkeit auszudeuten. Die Befangenheit des an das Wort gebundenen Exegeten abzustreifen, müßte ihm als frevelhafter Leichtsinn erscheinen. So kommt

es, daß gewisse Stellen in diesen platonisch, ciceronianisch und humanistisch getönten Gesprächen den modernen Leser noch mittelalterlich anmuten. Der historisch Gebildete wird sich daran schon deshalb nicht stoßen, weil es keine Entgleisungen sind, die man wegdenken oder ausmerzen kann. Ohne sein gläubiges Festhalten am Bibelwort, an der Sprache, am Mythos wäre Luis de León kein Mönch, kein Theologie-Professor, kein Meister der Bibel-Exegese geworden, ohne seine natürliche Freude an schönen, langen und vielen Namen als Ehrenzeichen und Adelswappen wäre er kein echter Spanier, und ohne seine regelrechten, planmäßigen Vorlesungen wären Feriengespräche wie diese überhaupt nicht denkbar. Der lehrhafte Zweck oder, wenn wir uns literarwissenschaftlich ausdrücken sollen, das didaktische Motiv dieser Dialoge ist von der religiös ergriffenen Persönlichkeit ihres Verfassers, und das heißt von dem lyrischen Motiv des Werkes nicht zu trennen.

Wer die Eigenart dieser Gespräche verstehen und würdigen will, geht am sichersten, wenn er sich an die Person des Meisters Luisius hält. Dieser allein erfüllt und beherrscht das Ganze. Er allein ist, wie ich schon angedeutet habe, Marcelo, Juliano, Sabino zugleich, Theologe, Scholastiker und Dichter in einer Person. Auch sein persönliches Schicksal spiegelt sich in der Szenerie, im landschaftlichen Geschehen. Am Abend auf der kleinen Insel wird das Gespräch, bevor es seine letzte Höhe erreicht, durch ein kurzes Naturspiel unterbrochen.

„Am anderen Ufer gegenüber dem Strande, wo Marcelo und seine Freunde lagerten, hatte sich ein zierliches bunt gefiedertes Vögelchen auf einem Baume niedergelassen, als lauschte es immerzu den Worten Julianos, denen sein Gesang manchmal zu respondieren schien, so lieblich, so harmonisch, daß Marcelo und auch die Andern hinüberschauten und horchten. Dann, als Juliano endigte und Marcelo ihm antwortete und nun Sabino das Wort ergreifen wollte, hörten sie drüben Geräusch, blickten hin und sahen, wie zwei große Raben das Vögelein umkreisten und ihm mit ihren Krallen und Schnäbeln zusetzten. Zunächst suchte es Schutz und Deckung im Gezweig des Baums wo es am dichtesten war. Da es aber mehr und mehr bedrängt und, wohin es immer flüchtete, verfolgt wurde, ließ es sich in das

Wasser fallen und schrie gar flehentlich. Die Raben, immer noch hinter ihm her, kreisten mit tückischer Nachstellung über dem Fluß, bis schließlich das Vögelein ganz im Wasser versank, spurlos. Jetzt brach Sabino in die Worte aus: ‚Armes Geschöpf, so elend ertrunken!‘ Die Gefährten gaben es auch für verloren und waren darüber sehr traurig, indes die Feinde in frohem Siegesbewußtsein entflogen. Als aber einige Zeit verstrichen war und Juliano scherzend den Sabino zu trösten suchte, der auf die Raben schalt und über sein Vogelweibchen sich gar nicht beruhigen konnte, siehe da hob es dort zu Füßen Marcelos sein Köpfchen aus dem Wasser und kam aus dem Mühlbach herauf, ganz ermüdet und naß. Dann setzte es sich in der Nähe auf einen niederen Zweig, spreizte die Flügel, schüttelte das Wasser ab, und bald begann es zu flattern, flog auf und sang dazu so hold, so neu, daß aus verschiedenen Gebüsch des Wäldchens viele geschwisterliche Vögelein herbeieilten und es umschwirrten wie ein Kranz von Glückwünschenden. Als sie schließlich alle beisammen waren, zogen sie drei- bis viermal ihre lustigen Kreise triumphierend durch die Luft und erhoben sich höher und höher, bis sie dem Auge entschwanden.

Unser Sabino wurde gar froh und glücklich darüber; wie er nun aber – so erzählte er mir später – zu Marcelo hinblickte, sah er ihn blaß, verstört und sehr nachdenklich. Verwundert wollte er fragen, wie ihm zumute sei und sah, wie dieser, die Augen zum Himmel erhebend, mit leisem Seufzer flüsternd sprach: ‚Trotz allem, Jesus bleibt Jesus.‘ – Dann wandte er sich, Aufmerksamkeit heischend, an Sabino und nahm, um etwaigen Fragen zu entgehen, seinen Vortrag wieder auf . . .“

Um in den zwei bösen Raben die Hauptgegner und Ankläger unseres Magisters Luisius: León de Castro und Bartolomé de Medina wiederzuerkennen, bedarf es keines sonderlichen Scharfsinns. Die Anspielung auf den Inquisitionsprozeß liegt auf der Hand. Noch offener geben sich im Gang und Ton der Gespräche die Überzeugungen und Lieblingsmotive des Verfassers zu erkennen, wobei ein Hauptreiz darin besteht, daß sie gestuft, gedämpft, verteilt in drei Rollen und zugleich harmonisiert im Einverständnis der drei Sprecher zutage treten. Gelehrt und belehrend, andächtig und erbaulich, ergreifend und tröstlich

bewegen sich ihre Reden um die thematischen Christus-Namen her und flechten in einer Art Wechselgesang ein großes, musikalisch empfundenes *Te Deum*. „Ist Poesie doch nichts anderes als eine Mitteilung des himmlischen und göttlichen Atems“, sagt Marcelo.

Gewiß, es fehlt auch nicht an Rhetorik, und hin und wieder ist von modernen Kritikern der Vorwurf einer übermäßig strömenden Beredsamkeit gegen Luis de León erhoben worden. Er scheint jedoch persönlich kein starker Redner gewesen zu sein. Seine Stimme war schwach und neigte zu Heiserkeit, wird uns berichtet. Mit Sicherheit sind uns nur wenige Proben seiner Redekunst überliefert: eine kirchliche Versammlungsrede, eine Lobrede zu Ehren des heiligen Augustin und eine Grabrede auf den Magister Dominicus Soto.¹ Es sind deklamatorische, jugendlich übereifrige lateinische Tiraden, die von Allgemeinheiten widerhallen, bei deren Lektüre man eine grelle Schülerstimme zu vernehmen glaubt. Nach einigen Versuchen und Erfolgen dieser Art dämpfte und verinnerlichte sich in den Jahren des gereiften Mannes die Eloquenz und bekam eine warme wohllautende Tönung und rhythmisch sich ausströmende Fülle, so daß rhetorische Absichten und Wirkungen kaum mehr zu erkennen sind. Die akademische und lyrische Zähmung der oratorischen Stoßkraft ist in den Gesprächen über die Namen Christi durchaus erreicht. Wo wäre auch hier noch ein Gegner zu besiegen, ein ernsthafter Widerspruch zu brechen, eine Verstocktheit zu erweichen, hier, wo drei Freunde sich in Christo

¹ Opera VII, S. 360–405. In der *Revue hisp.* L, 1920, S. 1–60 veröffentlicht A. Coster die heftige Straf- und Mahnrede, die Bruder Luis am 15. Mai 1557 auf dem Provinzialkapitel in Dueñas hielt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Text nachträglich von Abschreibern noch mehr gepfeffert und gesalzen wurde, so daß die Herausgeber der Opera latina sich scheuten, diese wildvirtuose Philippika in die Gesamterwerke ihres Ordensbruders aufzunehmen. Siehe Opera VII, S. 405 f. Zweifellos überschätzt Coster dieses allzu laute Dokument, wenn er es als eines der interessantesten bezeichnet, um uns einen Begriff von dem eigentlichen Luis de León zu machen. Es ist eine nicht sehr erfreuliche Mischung von Predigt und Wahlrede, die dem neuen Ordensprovinzial den Weg bahnen möchte. Vor allem aber ist es eine moralisch-pathetisch übertriebene Stilübung. Vgl. auch Luis G. Alonso Getino, *Vida y Proceso del Maestro Fr. Luis de León*, Salamanca 1907, S. 57–68.

zusammenfinden und Himmel und Erde sich aneinander erquicken wollen und wo in schweigender Nacht und in seligem Frieden die funkelnden Sterne den Worten Marcelos lauschen?¹ Wenn hier die Kunst des wirkungsvollen Wortes geübt wird, so geschieht es, um die Gemüter auf höhere Dinge vorzubereiten und für Poesie, Gesang und himmlische Erleuchtung empfänglich zu machen. Diese Art von Eloquenz als Vorspiel und Begleiterscheinung dichterischer Ergriffenheit entspricht ungefähr den seelischen Vorgängen, wie sie von Marcelo im Gespräch über den Christus-Namen „Bräutigam“ (esposo) ebenso beredt wie anschaulich geschildert werden. „In dieser Hinsicht ergeht es der Seele in der Nähe Gottes wie einem noch feuchten Stück Holz über dem Feuer. In dem Maße wie es warm wird und Hitze in sich aufnimmt, entsteht Fähigkeit in ihm und Neigung zu vermehrter Erhitzung, die dann auch eintritt. Und nun beginnt das Holz zu dampfen und von Zeit zu Zeit ein wenig zu knallen, und zuweilen laufen Wassertropfen an ihm herunter, und wenn im Hin und Her dieses Wettstreites das Feuer manchmal stärker wird, schießt plötzlich aus dem Dampf eine Flamme hervor, die alsbald erlischt und kurz darauf wieder aufflackert und wiederum schwindet, und das wiederholt sich drei- bis viermal, bis schließlich das Feuer den Kern des Holzes erfaßt, ihn ganz durchdringt und dann auf allen Seiten zugleich in hohen Flammen aus ihm hervorbricht, so daß, von ihrem mächtigen Geprassel und Gekoche umwallt, das ganze Holz wie ein mächtiges Feuer aussieht.“

So geht durch diese Gespräche, durch diese große Dichtung in Prosa ein flackerndes atmendes Hin und Her von mitteilbarer Rede, aufflammender Begeisterung und andächtig verstummendem Schauer. Den Reiz dieser geschmeidigen, kunstreich gehobenen kastilischen Sprache der Geselligkeit und des Gemütes vermag keine Zergliederung, keine Übersetzung wiederzugeben. Wer das Ganze im Urtext mit Aug und Ohr in sich aufnimmt, wird nacheinander in loser Verflechtung fast all die berühmten Hauptmotive der religiösen Oden unseres Dichters wiedererkennen. Da die meisten dieser Gedichte vor der Vollendung der Gespräche, d. h. vor 1585 entstanden, so dürfte die aufgelöste prosaische Form, wie sie in den *Nombres de Cristo* gleichsam

¹ A. a. O. II, S. 64 ff., 68, 133 ff.

nur als Nachklang auftritt, die spätere Fassung darstellen. Ob auch die schwächere oder die flüchtigere, feinere? Die Frage ist nicht zu entscheiden; denn die lyrisch gehobenen Stellen treten nicht als abgegrenzte Einlagen aus den Gesprächen heraus, sondern strömen so unmerklich und innig in den Wellengang der Unterhaltungen ein und gehen darin auf, daß es falsch wäre, sie diesem fließenden Zusammenhang zu entreißen, abzuzirkeln und mit dieser oder jener Ode im Einzelnen zu vergleichen.

DIE PERSÖNLICHKEIT

Es ist eine Eigenart der Renaissance-Lyrik, daß sie aus der Geselligkeit hervorgeht und an einen bestimmten Hörerkreis oder an einzelne Personen, Freunde, Gönner, Mäzenaten und dergl. gerichtet wird, sei es als kunstvoller Gesang oder als witziger Spruch oder Widerspruch, und immer sozusagen mit einer Adresse versehen. In den romanischen Ländern tritt dieser unterhaltsame Zug natürlicher und schärfer hervor als bei uns. Und Luis de León, obgleich ein Mönch, beschaulicher, gelehrter und sehn-süchtiger Freund der Einsamkeit, ist jedenfalls darin ein echter Romane, daß er kein Gedicht, keine Schrift zu verfassen vermag, ohne in seinem Gefühl lebendig und nahe den Leser, die Hörer, den Freund, den Genossen oder die Klosterfrau, die Nichte, das Beichtkind, die Schüler vor sich zu haben, für die er gerade hier und jetzt sein Denken und Fühlen ausprägt. Am Buchdruck, der durch mechanische Vervielfältigung uns gestattet bzw. verführt, an Viele, Beliebige und d. h. an keine besondere Person uns zu wenden und ins Graue hinauszureden, lag ihm, wie wir gesehen haben, sehr wenig. Am besten gelingen ihm, scheint mir, immer diejenigen Arbeiten, die er an eine bestimmte Person aus einer bestimmten, von ihm persönlich empfundenen Lage heraus adressiert, wobei die Adresse jedoch nicht aufgeklebt, sondern dem Werke sozusagen eingeboren ist, wie in seiner Ode an den blinden Musiker und Freund Francisco de Salinas, oder in der Herbstode an den Humanisten und Kanonikus Juan de Grajal. Diese Beobachtung gilt nicht nur für ausgesprochene Gelegenheitslyrik, sondern ebensogut für Lehrschriften wie etwa das reizende Büchlein *La perfecta casada*, „Die vorbildliche Ehefrau“, das er 1585 einer jungen Verwandten, Maria Varela Osorio, zudachte, die im Begriffe stand zu heiraten. Betrachten wir es in abstracto, so stellt es sich als eine geschmacklose, beinahe unmögliche Kombination dar: ein hochgelehrter, bald sechzigjähriger Mönch und Universitäts-Professor, der seit seinem sechzehnten Lebensjahr der sündigen Welt den Rücken kehrt,

erteilt Ratschläge für angehende Ehefrauen auf Grund des 31. Kapitels der Sprüche Salomons. Kann man sich ein papiereneres Unternehmen vorstellen? Aber man lese die kurzen 21 Kapitel und das Widmungsschreiben, und man wird staunen, wie lebensnahe und liebenswürdig noch heute dieses Büchlein wirkt. So viel sich inzwischen in der sozialen Stellung der Frau geändert und gelockert haben mag, dieser Ratgeber hat nichts von seiner Herzlichkeit, Frische und Keuschheit, nichts von seiner inneren Wahrhaftigkeit und Anmut verloren. Seine schöne Prosa enthält mehr Poesie als alle die zahllosen in der Renaissance- und Barock-Literatur des Abendlandes sich fortpflanzenden Hochzeitsgesänge (Epithalamien), die zwar auch gesellig bedingt und gemeint waren, aber zumeist in der gattungsmäßigen Erotik befangen blieben.

Bei Luis de León beruht die weltoffene, humanistische, human teilnehmende Haltung auf der unerschütterten Gewißheit, daß wir als Geschöpfe Gottes und Kinder der christlich-katholischen Kirche in einer ebenso persönlichen wie natürlichen und universalen Verbundenheit einander zugeordnet sind. Die Spaltungen, die im damaligen Europa zwischen dem alten Glauben und der neuen weltlichen Kultur aufklafften und die Gemüter der Gebildeten beunruhigten – gegen das reine Herz und den hohen Geist dieses begnadeten Menschen vermochten sie nichts. Es wäre aber völlig abwegig, ihn als einen rückständigen Außen-seiter zu betrachten, der auf seiner kastilischen Hochebene und hinter seinen Klostermauern vom Hauche der neuerwachten Natur- und Geschichtsforschung und von den Erschütterungen des religiösen Bewußtseins nichts Entscheidendes erfahren habe.

Wie nahe er mit seiner Denkart und Arbeitsweise einem der fortschrittlichsten und klarsten Köpfe des nördlichen Europa stand, hat Marcel Bataillon in seinem Buch „Erasmus en Espagne“, Paris 1937, überzeugend dargetan.¹ In manchen Punkten geht Luis noch weiter als Erasmus, vor allem in der Pflege der kirchenväterlichen Überlieferungen. Offenbar erwartete er den echten Fortschritt der menschlichen Bildung nicht so sehr von unserer Beherrschung und Erkenntnis der Naturkräfte, sondern von einer vertieften Erfassung unserer geistigen Erbschaft und Bestimmung. In seinem Kommentar zu Hiob, Kapitel 28, Vers 12,

¹ S. 803 ff.

schreibt er: „Der Mensch weiß, wo Gold zu finden ist und wie man das Eisen aus der Erde und Kupfer aus dem Gestein gewinnt; bis in die Tiefen ewiger Finsternis verfolgt er die Edelmetalle. Eine neue, durch endlose Meere von unserem Verkehr getrennte, sogar den Vögeln unbekannt, uns allen verborgene Welt kann von der Beharrlichkeit und Kühnheit des Menschen entdeckt werden, und die Berge drüben kann er durchwühlen, die Felsen durchbohren, die Ströme ergründen und unglaubliche Reichtümer zutage fördern. Alles kann er erreichen, nur eben die Weisheit nicht, wenn der Himmel sie ihm nicht schenkt.“

Was den Bruder Luisius am mächtigsten anzog, was er mit heiligem Eifer und mit kritischer Andacht durchmusterte, das sind die großen geschichtlichen und prophetischen Perspektiven der Menschheit. Um den fortlaufenden Zusammenhang der offenbarten und überlieferten Heilswahrheit ist ihm zu tun: wie sie zuerst das auserwählte Volk des alten Bundes ergreift, sich sodann im Christentum verinnerlicht, alles Fremde und Erstarrete abstößt, um schließlich das Heidentum der alten und neuen Welt zu durchdringen. Es würde wohl die Mühe lohnen, das universalgeschichtliche theologische Weltbild, das Luis teils in gelegentlichen Einzelheiten da und dort ausführte, teils in seinem Gemüte seherisch, erinnernd und hoffend hegte, einmal nachzuzeichnen und als Ganzes zu rekonstruieren. Ein merkwürdiges, mittelalterliches und aufklärerisches Gebilde, eine Vorstufe zu dem um einhundert Jahre späteren „Discours sur l'histoire universelle“ von Bossuet könnte sich etwa dabei ergeben. Zum Beispiel: „Über drei Zeitalter teilt sich das Dasein der Kirche. Erstens die Zeit der Natur, zweitens des Gesetzes, drittens der Gnade.“¹ – „Aller Fortschritt der Kirche besteht darin, daß sie Christo ähnlich wird. Je mehr sie sich ihm angleicht, desto weiter wird sie fortschreiten.“² – „Es gibt aber keine noch so große Gewalt, die imstand wäre, einen im Glauben an Gott und in der Liebe zu ihm vollendeten und sich selber getreuen Mut aus der Bahn

¹ Ecclesiae aetas in tria tempora dividenda: unum naturae, alterum legis, tertium Evangelii atque gratiae. Opera II, S. 116.

² Omnis enim Ecclesiae progressus in eo positus est, ut fiat similis Christo, ad quem illa, quanto magis similitudine accesserit, tanto magis proficiet. Opera II, S. 270.

zu werfen. Denn wo aller menschliche Schutz versagt und wo die Feinde der Guten den Sieg schon errungen wännen, können diese dennoch nicht besiegt werden. Denn in aller Trübsal und Erniedrigung bleibt ihnen als unbesieglige Burg die Hoffnung auf Gott und seinen Richterspruch.¹ In diesem dritten Satz erhebt Luisius, was er persönlich erprobt und siegreich im Gefängnis ausgestanden hatte, zum Maßstab der Weltpolitik und Menschheitsgeschichte. So fühlt und weiß er sich eingeschmolzen in die gute Sache der Christenheit, in diese weltumspannende Gemeinschaft, zu der vor dem nicht allzufernen Ende aller Tage auch die Juden, der Islam und die Heiden in der neuen Welt freiwillig sich werden bekehren müssen.

Dies ist keine Schönfärberei, die er sich etwa vorgemacht hätte. Man höre, wie er den bewegtesten und persönlichsten seiner Bibelkommentare ausklingen läßt. Es ist die Erklärung des 26. Psalmes (des 27. bei Luther) „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten.“ Da heißt es: „Von den anderen will ich nun schweigen und nur von mir allein handeln, der ich dieses im Kerker schreibe, gefangen als ein Ketzer am rechten Glauben und bedrückt vom äußersten Elend, und will nun zu mir selber sprechen. Soll ich, weil schon der vierzigste Monat vergeht seit den ersten Triumphen meiner Feinde und weil keine Hoffnung auf Rettung mir leuchten will, etwa von selbst meinen zuversichtlichen Mut aufgeben und glauben, daß Gott nicht doch der Unschuld helfen wird?“²

Die Frage, was sodann im Jenseits etwa mit den Heiden, mit den Ungetauften, mit den großen Denkern, Dichtern und

¹ Sed nulla tantavis est, quae fide erga Deum et charitate in eumdem ipsum perfectum animum, ipse ni desit sibi, loco movere possit. Nam, ut humana omnia praesidia deficient, utque vicisse sibi videantur ii, qui in uno casu et calamitate bonorum suam felicitatem positam esse arbitrantur, tamen illi vinci nequeunt. Habent enim quo confugiant in omni acerbitate et indignitate fortunae, spei in Deo ejusque judicio invictum praesidium. Opera II, S. 458.

² Atque, ut de aliis taceam, et de me uno, qui haec cum scribo, carceri addictus et violatae fidei reus factus, maximis premor malis, et agam et loquar meamque ad me ipse orationem convertam. An quia jam mensis agitur quadragesimus, ex quo inimici mei de me triumphum agere coeperunt, et cum apud judices criminando tum apud homines universos detrahendo et obloquendo caput meum oppugnare non cessant, nullaue interim aut levatio

Helden des Altertums, mit Plato, Cicero, Vergil, Horaz, geschieht, diese Frage, um die das Mittelalter und noch die ersten Humanisten – um nur Dante und Petrarca zu nennen – sich so sehr bekümmerten, ist für Luis so gut wie gegenstandslos geworden. Nicht daß die alten Griechen und Lateiner ihm gleichgültiger oder das Seelenheil ihm weniger begehrenswert erschienen, sondern weil sein Vertrauen zu Gottes Gnade so stark und innig, seine Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen so tief und seine Meinung von der Reichweite des menschlichen Wissens so bescheiden geworden. Man hat mehrfach bedauert, daß ihm die größte Darstellung des christlichen Jenseits, Dantes Göttliche Komödie, unbekannt blieb. Es scheint mir wenig wahrscheinlich, daß Meister Luisius bei seiner Vertrautheit mit dem italienischen Schrifttum des 14., 15. und 16. Jahrhunderts gar nichts von Dantes Hölle und Himmel sollte gewußt haben; wohl aber ließe sich verstehen, daß er nichts davon wissen wollte. Jeder Versuch, den Schleier der Ewigkeit zu lüften und dem Weltenrichter ins Buch zu schauen, mußte ihm vermessen und aussichtslos vorkommen. Mit keinem Wort erwähnt er Dante und dessen Dichtung. Er nahm sich wohl die Mühe nicht, sie kennen zu lernen. – Wie anders als bei Dante erklingt das Lied vom ewigen Leben bei ihm.

Alma región luciente

Gütiges helles Land
 und seliger Wiesengrund und Fruchtbarkeit,
 kein Frost, kein Sonnenbrand
 tut Schaden oder Leid
 dem ewigen Trost, der immer dir gedeiht.

Der gute Hirte bringt
 auf deine Weide seine liebe Schar,
 nicht Stab noch Schleuder schwingt
 er über sie; im Haar
 blüht ihm ein Kranz purpurn und silberklar.

malorum ostenditur aut effulget salutis spes, idcirco animum ipse despondeam, et Deum non allaturum innocentiae auxilium putem? Opera I, S. 165. Vgl. auch die Widmung dieses Kommentars an den Kardinal Gaspar Quiroga, ebenda, S. 111 ff. Sodann noch besonders S. 116.

Auf ewiger Blumenspur
zieht ihm die frohe Herde nach; er schreitet
auf einer Rosenflur,
wo neu und neu sich breitet
die Blütenpracht, daran das Herz sich weidet.

Dann führt er sie hinauf
dem Gipfelglück der Berge zu und trinkt
und badet sie am Lauf
des Quellbachs und verschenkt
sich selbst und seine Heilkraft unbeschränkt.

Und wann zur sechsten Stunde
zum Scheitelpunkt empor die Sonne dringt,
dann ruht er in der Runde
der Seinen, dann erklingt
ein Ton, der heilig sanft das Ohr bezwingt.

Wie er die Saiten streicht,
geht durch die Brust ein himmlisches Entzücken,
das Gold der Welt erleicht;
in feurigem Entrücken
fühlt sich die Seele grenzenlos beglücken.

Erhabne Harmonie,
oh daß ein Leises doch herab von dir
mir klänge, daß schon hie
die Seele sich mit dir
hinweg in Liebe wandelte aus mir!

Daß sie dich, Liebster, fände,
wo du zu ruhen pflegst, daß sie befreit
aus Kerkerdunst entschwände
und blieb in Sicherheit,
die Schweifende, bei dir für alle Zeit!

Bei dieser Weltflucht nach oben muß das Anschauliche und Sinnliche wie eine Last empfunden und abgeworfen werden. Sehnsucht nach Befreiung aus der irdischen Hülle des Körpers, des Fleisches, der menschlichen Beschränktheit, ja der menschlichen Gesellschaft überhaupt, Sehnsucht nach Einsamkeit und

Frieden bildet das Hauptmotiv der ganzen Lyrik für Luis de León. Hier suchte er und fand, was ihm das Leben nicht gewähren konnte und was er vom täglichen Leben zu erwarten auch gar nicht gesonnen war. „Krieg ist unser Leben, voller Not und Gefahr“, schreibt er in seinem Hiob VII,1, „und beinahe sämtliche Menschen, mit denen wir zusammenleben, sind unsere Feinde.“

Wie tapfer er für seine Person sich behauptet hat, versteht man erst, wenn man die Tiefe seines religiösen Heimwehs nach Frieden einigermaßen kennt. Mit Absicht hat er wohl niemals Streit gesucht, aber er war höchst reizbar, temperamentvoll und schlagfertig. Ein neuerer Forscher hat sogar Anzeichen von Verfolgungswahn bei ihm zu finden geglaubt. Die stoisch-christliche Ausgeglichenheit seines Charakters war jedenfalls stärker als derartige Anwandlungen. Unterdrückung, Mißhandlung, Vergewaltigung der Armen, Wehrlosen und Schwachen konnten ihn allerdings in heftige Wallung bringen. Tyrannei, gleichviel ob von einem mächtigen Privatmann oder von politischen Gewalthabern ausgeübt, gilt ihm „als Gipfel der Sünde“, als Teufelswerk und Schändung der göttlichen Ehre und menschlichen Würde. Den Tyrannenmord, der im zeitgenössischen Schrifttum von Geistlichen und Laien vielfach empfohlen, gerechtfertigt oder gar verherrlicht wurde, betrachtet er zwar wie jeden Mord im einzelnen als eine Todsünde, aber in dem gewaltsamen Ende, das den Tyrannen zu bedrohen und meistens auch zu ereilen pflegt, erkennt er mit frommer Genugtuung die göttliche Gerechtigkeit.¹ „Bedauernswert“, sagt er, „sind die Könige und die Großen des Landes, die heute um der Hauspolitik willen ihre Kinder an Fremde verheiraten und die Lieblinge ihres Herzens in die Verbannung schicken und sie an anders gesittete und manchmal gar gemütsrohe und barbarische Menschen ausliefern.“² Daß er gelegentlich eine Sache, die ihn weiter nichts anging, nur deshalb verteidigte, weil sie tyrannisch unterdrückt oder deren Vertreter mißhandelt wurde, haben wir gesehen. War er doch eine ritterliche Natur und wie Don Quijote „en un lugar de la Mancha“ geboren!

¹ Vgl. die einzelnen Nachweise bei A. F. G. Bell, Luis de León, 12. Kap.

² Hiob-Kommentar, Kap. 42, 15, Bibl. aut. esp., 37. Bd., S. 490.

Was wir aber in den eisernen Zeiten, die wir heute durchleben, am meisten an ihm zu bewundern und zu verehren haben, ist, daß er ohne Panzer, ohne Schwert, ohne Blut zu vergießen, sein Rittertum übte. Er scheute sich nicht, die Richter der Inquisition, die das weltliche Schwert mit Ausdrücken christlicher Milde zur Vollstreckung von Todesstrafen aufriefen, als Heuchler zu brandmarken.¹ Klar und scharf vertrat er den Standpunkt, daß es dem natürlichen sowohl wie dem göttlichen Gesetz widerspreche, die Heiden mit Waffengewalt zum Christentum zu zwingen.²

Das geistige Rüstzeug, über das er verfügte, war so scharf, sein Wissen so reich und genau, sein Witz so behende, seine Beobachtung so treffend und seine Sprache so flink und hinreißend, daß er leicht der glänzendste Polemiker seines Zeitalters hätte werden können. Dazu fehlte ihm nur Eines: die Bosheit, die Freude, weh zu tun.

Nicht im Angriff, im Widerstand und in der Verteidigung entfaltete sich die volle Kraft seiner Persönlichkeit.³ Wie bezeichnend ist es doch, daß von allen biblischen Gestalten keine andere ihn so anhaltend und lebhaft beschäftigt hat wie Hiob, der gottergebene und in der Abwehr immer streitbare Dulder und Herold seines Herrn. Schon am 6. März 1572 erklärte Luis, daß er eine kastilische Übersetzung des Buches Hiob bereit habe, und kurz vor seinem Tode noch arbeitete er an seinem umfangreichen Kommentar dazu. Außerdem hinterließ er eine unvollendete Übersetzung des Hiob in Terzinen.⁴ Offenbar verehrte er in Hiob ein Vorbild, einen Kämpfer, der noch in höchster Not gegen Unverstand und Herzlosigkeit seiner eigenen Freunde sich zu wehren weiß.⁵ Von Natur aus war er zu der defensiven

¹ Opera V, S. 439 f.

² Ebenda S. 388 ff. *Contra legem naturae et divinam est, sive infideles sint subditi christianis, sive non, cogere eos ad fidem.*

³ Zu Unrecht spricht Miguel de Unamuno, *Ensayos I*, Madrid 1916, S. 176, von Mangel an Mut und von „cobardía“ bei Luis. Freilich, bei Unamuno pflegte der kämpferische Mut sich mit publizistischer Theatralik darzustellen, während Luis nur mutig und gar nicht theatralisch war.

⁴ Vgl. A. Coster, *Revue hisp.*, 46. Bd., 1919.

⁵ Aufschlußreich in diesem Punkt ist die Bemerkung zum 22. Kap. des Hiob: *Siempre pecaron estos amigos de Job en entender mal a Job.*

Haltung nicht sonderlich veranlagt. Er wird uns von den Zeitgenossen als ungeduldig, aufbrausend, zum Zorne geneigt, dazu als schwächig und von zarter Gesundheit geschildert. Wohl aber verlangte die geistige Aufgabe, in deren Dienst er sich gestellt sah, eine wesentlich defensive Haltung von ihm.

War doch das ganze Spanien, das Reich Philipps II. (1556–1598) in der Politik wie in der Kultur auf Verteidigung und Erhaltung seines Bestandes angewiesen. Und als echter Spanier, der Luis trotz aller Verdächtigungen seiner Abstammung in Wirklichkeit war, arbeitete er sein ganzes Leben lang an der Erhaltung der geistigen Erbschaft seines Volkes, Erhaltung jedoch nicht im Sinne der Verhärtung und Austrocknung, sondern im Sinn einer schöpferischen Erneuerung. Anders lassen sich geistige Güter überhaupt nicht von einem Zeitalter in das nächste hinüberretten. Lebendige Überlieferung ist eine Kette von Wiedergeburten. Spanien, dem man die Renaissance hat absprechen wollen, zeigt in seinem Glauben, in seiner Volksdichtung, in allen Künsten und Wissenschaften wie in seinen Sitten und Bräuchen eine so starke, zähe, unentwegt sich erneuernde Überlieferung wie kaum eine zweite Nation in Europa.

Dem Spanier Luis de León war nicht etwa nur um eine Wiedergeburt der griechisch-römischen Antike zu tun. Gewiß, er erfaßte sie schon als Jüngling mit stürmischem Fleiß und heller Begeisterung; aber bald, wahrscheinlich als Student in Alcalá de Henares, im Umgang mit dem gleichaltrigen Benito Arias Montano ahnte und erkannte er die Macht der altbiblischen Gedankenwelt und die Größe der hebräischen Propheten. Wir wissen über seinen geistigen Entwicklungsgang zu wenig, um mit Bestimmtheit die Vermutung beweisen zu können, die sich aufdrängt, nämlich, daß er schon damals aus der Zusammenschau antiker Dichter und biblischer Propheten sich den Begriff einer seherischen, von göttlichem Geist erfüllten Poesie bildete, in der die epische Größe der Rückschau und die apokalyptische der Prophetie sich wie in einem Gewölbe begegneten und wechselseitig trugen, einer Poesie, in der ebenso der Psalm durch die Ode seine formale Rundung finden konnte, wie die Ode durch den Psalm ihren seelischen Schwung. Wie er die hebräischen, griechischen und römischen Motive und Formen auf den christlichen spa-

nischen Boden seines Jahrhunderts verpflanzt und erneut hat, dieses schöpferische Wunder bleibt das Geheimnis des Dichters.

Und Dichter war er im höchsten Grad, Lyriker im reinsten Sinn. In der Dichtung vollendet sich sein Werk und mit dem Werk seine Persönlichkeit. Nur darf man dabei nicht an Ästheten in der Art eines Mallarmé und George denken, die unter Zurückstellung aller werktäglichen Pflichten ein salbungsvolles Gebaren zur Schau tragen und ihre gepflegten Verse für geheime Botschaften des ewigen Geistes halten oder wenigstens gehalten wissen möchten. Ganz sicher sind sie ihrer Sache ja nicht. Dem gegenüber ging Luis de León fern von Schaustellungen und Verhüllungen seiner Person, pflichttreu, arbeitsam und hilfsbereit seinen Obliegenheiten nach und „trottete durch die Stadt“,¹ wie eben der Dienst des Ordens, der Kirche, der Universität oder die Wünsche der Vorgesetzten es Tag um Tag von ihm heischten. Seine kleine schmachtige Gestalt, sein großer Schädel, die Regelmäßigkeit des Gesichtes, aus dem zwei lebendige grüne Augen leuchteten, verliehen ihm gewiß keine sonderliche Majestät.² Der Fleiß, mit dem er mitten im Hochsommer drei Stunden hintereinander an vielen Wochentagen Vorlesung hielt,³ war wohl auch nicht geeignet, ihn als ein höheres Wesen in den Augen der Welt erscheinen zu lassen. Trotzdem umgab ihn die Ehrfurcht der Besten, die seinen lauterer Charakter und überlegenen Geist erkannt hatten. Aber, wo immer sich ein Nimbus oder Kultus um ihn her zu bilden drohte, zerriß er die Feierlichkeit, verscheuchte die byzantinische Aura und lenkte die Aufmerksamkeit von seiner Person hinweg durch eine rasche Bewegung, ein witziges Wort, ein schelmisches „dicebamus hesternam die“.

Solche Bescheidenheit entspringt dem Schamgefühl einer edeln Natur, die sich begnadet weiß, aber nicht als Person damit

¹ *perque urbem modo cursitans*, sagt er von sich selbst. *Opera* II S. 202.

² Siehe Francisco Pacheco, *Libro de descripcion de verdaderos retratos de ilustres y memorables varones*, Sevilla 1599. Ich gebe das von Pacheco gezeichnete Bild (nebenstehend) nach einer Photographie, die ich meinem Freunde Joaquín de Entrambasaguas verdanke.

³ „... suelo leer en medio de los caniculares tres liciones en las escuelas muchos dias arreo ...“ schreibt er in der Einleitung zum zweiten Buch der „*Nombres de Cristo*“.



prunken, sondern durch ihr Wirken Zeugnis davon geben will. Er war überzeugt, daß er am sichersten und sachlichsten für die Verbreitung der ihm gewordenen Erkenntnis dadurch wirken konnte, daß er an Hand der heiligen Schriften große Fernblicke nach rückwärts und vorwärts eröffnete, durch die Gottes Allgegenwart in der Erlösungsgeschichte der Menschheit sichtbar würde. Von dieser Überzeugung ist seine ganze exegetische Arbeit getragen. Von hier aus will sie begriffen und als eine einheitliche, durch mehr als drei Jahrzehnte verfolgte spekulative, philologische und erzieherische Tätigkeit beurteilt werden. Luis als Bibelerklärer wartet noch immer auf die gebührende Würdigung, die ihm freilich nur ein vollendeter Kenner der alten und neuen Religionen, Sprachen und Kulturen wird bereiten können.

Uns ist es hier nur um die persönliche Note zu tun, die da und dort aus seinen Bibelerklärungen hervorklingt: am stärksten in der Zeit seines Leidens und Kämpfens im Kerker, also in dem Kommentar zum 26. Psalm und ausnahmsweise auch in den Erklärungen des Hohen Liedes und des Hiob. Im großen Ganzen werden diese Arbeiten aber immer unpersönlicher. Und so gehört es sich, da ja der lehrhafte, prophetische und spekulative Zug in den Schriften, um den sich Magister Luisius besonders bemüht, hinweg und hinaus über das Zufällige und Persönliche zum ewigen Plan der Urperson führt. In dem Maße ungefähr, wie das Persönliche zurücktritt, macht sich das Prophetische in seiner Exegese bemerkbar. Er geht dann mit einer seherischen Kühnheit zu Werke, die unser historisches Gewissen nicht mehr mitmacht. Er bringt es fertig, aus den Worten des Propheten Obadja 20: *et transmigratio Jerusalem, quae in Bosphoro est, possidebit civitates Austri* (und die Vertriebenen der Stadt Jerusalem, die zu Sepharat sind, werden die Städte gen Mittag besitzen) die Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Spanier herauszulesen. Und dasselbe Ereignis findet er nicht etwa nur prophetisch angedeutet, sondern mit bestimmten Einzelheiten ausgemalt in den Worten des unglücklichen Hiob (28. Kap.) und ganz besonders noch im 18. Kapitel des Propheten Jesaia.¹ Es macht ihm auch keine Schwierigkeit, einem und dem-

¹ Opera III, S. 157 ff.

selben Prophetenwort zwei, drei und mehr Deutungen abzugewinnen und diese nebeneinander bestehen zu lassen, selbst wenn sie sich widersprechen; denn die Propheten, sagt er, schauen und reden in Gleichnissen.¹ In der menschlichen Rede abgespiegelt scheinen manche Ereignisse und Handlungen sich schlecht miteinander zu vertragen, die in Gottes Ratschluß zwangsläufig sich zusammenfügen. Aus solchen und ähnlichen Unstimmigkeiten erhob sich ihm notwendigermaßen die Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Willensfreiheit zu der Vorsehung Gottes. Luisius muß oft, lange und leidenschaftlich darüber nachgedacht und diskutiert haben. 1571 hielt er eine Vorlesung: *De praedestinatione*,² und noch elf Jahre nachher regten ihn Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt so heftig auf, daß er sich zum zweitenmal in einen Inquisitionsprozeß verwickelt sah.³ Wie sich erwarten läßt, war seine Haltung auch hier versöhnlich, aber nicht im jeweiligen Kampf der Meinungen, sondern erst in den Höhen der Spekulation. Schon in den Vorlesungen von 1571 war sein Standpunkt so klar und ruhig geworden, daß er in der Hauptsache übereinstimmte mit dem berühmten, 1588 erscheinenden und dann so heiß umstrittenen Buche des Paters Luis de Molina über die Eintracht unseres freien Willens mit Gottes Gnade und Praedestination: *Liberi arbitrii concordia cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione*. Um die scholastische und logische Arbeit, durch die Luis in dieser Frage zur Klarheit zu kommen suchte, kümmern wir uns im Einzelnen hier nicht mehr. Wenn wir auf seine Lebensführung und auf seine Dichtung achten, so ist's, als ob wir den vollen Einklang spürten und hörten, in dem sein eigener, hartnäckiger Wille zum Ratschluß seines Gottes steht. „*Et sic stat simul et certitudo prae-*

¹ Nam in iis vaticinationibus, quando una re proprie praedicenda vates inducuntur ad aliam illi similem et eadem sublimiorem videndam et praedicendam rem, multa saepe dicunt, quae priori rei non satis convenient. Opera III, S. 121. Vgl. auch, was Luis de León im Kommentar zum Hiob I, 7 über die Bildlichkeit der Prophetensprache schreibt. *Bibl. aut. esp.*, 37. Bd., S. 295.

Opera VII, S. 1-133.

³ Siehe Fr. García Blanco, Segundo Proceso instruido en la Inquisición de Valladolid contra Fr. L. d. L. in „*La Ciudad de Dios*“, 41. Bd., 1896.

destinationis, et liberi nostri arbitrii libertas“.¹ Gnadenwahl und Willensfreiheit gelten ihm die eine so gewiß wie die andere. In diesem Punkt, und nicht nur in diesem, ist er ein echter Sohn und Gefolgsmann seines Divus Augustinus, den er in einer schwungvollen Gedenkrede am Todestag des Heiligen (man weiß nicht in welchem Jahre) als die Sonne der Lebensweisheit feierte.²

Höchst reizvoll und lehrreich müßte es sein, den schützenden und treibenden Wirkungen nachzugehen, die der große Kirchenvater und Patron des ganzen Ordens auf Bruder Luisius im besonderen geübt hat. Wir müssen uns aber begnügen, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, die einander entgegengerichtet und dadurch wohl geeignet waren, eine schwächere Persönlichkeit mit sich selbst zu entzweien. Der eine Punkt heißt, um es kurz zu sagen: Mißtrauen gegen alle weltlichen Staatsgebilde als solche, gegen die *Civitas terrena*; der andere heißt: zuversichtliche Versöhnung und Einklang des natürlichen Gesetzes mit dem göttlichen. – Wie kann man aber ein grundsätzlicher Pessimist in der Politik und Optimist in der Kosmologie zugleich sein? Nur ein klarer Verstand und beherzter Charakter vermag es. Luisius war klar genug, um bei allem Mißtrauen, das er den weltlichen Mächten, ja selbst den kirchlichen, sofern sie verweltlicht waren, entgegenbrachte, sie doch nicht als reine Vertreter oder Werkzeuge des absolut Bösen ganz zu verwerfen, sie angstvoll mönchisch zu fliehen oder fanatisch gegen sie anzurennen. Durch politische Schlagworte war dieser helle Geist nicht zu trüben, durch den Teufel nicht zu schrecken. Dem schlechthin Bösen als selbständigem Prinzip erkannte er keine Wirklichkeit zu. Mit den politischen Fragen seiner Zeit beschäftigte er sich wenig. Wenn er über weltliche Staatsgebilde sprach, geschah es zumeist, um ihnen das ewige Reich entgegenzustellen und die Machthaber zur Milde und christlichen Menschlichkeit zu überreden.³ An König Philipp II. mißfiel ihm wohl manches,

¹ Opera VII, S. 132.

² Opera VII, S. 364–384. Motive, die uns aus Luisius' Lyrik vertraut sind: „Cuando contemplo el cielo“ und „Oh ya seguro puerto“ werden hier mit lateinischer Beredsamkeit entwickelt.

³ Marcelino Gutiérrez: Fray Luis de León y la filosofía esp. del siglo 16, Escorial 1929, S. 297 ff.

z. B. der bürokratische Formalismus, unter dem seine Schützlinge, die Karmeliterinnen, zu leiden hatten, und offenbar auch das kostspielige und stolze Bauunternehmen des Landesherrn. Man kann kaum umhin, eine Stelle in seinem Hiob-Kommentar (XV, 28) auf den Escorial zu beziehen. Außerdem ließ er die bestehenden Klassen- und Standesunterschiede und die staatlichen Gesetze als notwendige Übel oder gar auch als nützliche und wohltätige Bestandteile der natürlichen Weltordnung gelten. In aller natürlichen Ordnung aber, in der außermenschlichen wie in der menschlichen, das Walten Gottes darzutun und andächtig den Geheimnissen dieser Weltvernunft, dieser Gott-Natur nachzusinnen, war eine der freundlichsten Beschäftigungen, denen dieser künstlerische Denker sich zu widmen liebte. In seinen Spekulationen verwebten sich biblische, platonische, christliche Gedanken mit aufklärerischen Wünschen der beginnenden modernen Forschung. Vorbildlich für die Kunst des Staatsmannes erschien ihm dann die Weisheit Gottes, wie sie in der Natur sich offenbart, wie sie die Sterne lenkt, die Wolken sammelt und regnen läßt und ihre Geschöpfe ernährt. In demselben Hiob-Kommentar, in dem er mit frommer Bewunderung zweimal die physikalische Entstehung des Regens darstellt (Hiob V, 10 und XXVI, 8), liest man zu dem Worte: „Siehe, die Furcht des Herrn, das ist Weisheit“ (XXVIII, 28) die folgende Ausführung: „Denn im Dasein, das der Herr den Geschöpfen gab, in der Art, wie er sie anordnete, im Gesetz, dem er sie unterstellte, zeigte er uns, daß in der Anerkennung und Erfüllung seines Gesetzes unser echtes Wohl und Wissen besteht. Denn da er alle andern Geschöpfe so wohl geordnet und in Einklang miteinander gesetzt hat, so ließ er auch den Menschen nicht abseits und gesetzlos dahinleben als einen Mißklang in der großen Harmonie.“ Diese theologische Kosmologie des Sittengesetzes ist nun freilich noch lange keine Gesellschafts- und Staatslehre, aber doch wohl Grundlage für eine bejahende, von Weltflucht und Mißtrauen gereinigte, vernünftige Mitarbeit an den Aufgaben der menschlichen Gesellschaft, des eigenen Volkes, des Staates usw. In der Tat wird das politische und soziale Denken und Verhalten des Bruders Luisius wenn nicht in allen Einzelheiten so doch in seiner stilvollen Gesamthaltung

durch dieses harmonische Weltgefühl bestimmt. Er war kein düsterer Büsser mehr, kein Weiberfeind, kein schmutziger Einsiedler, so sehr er sich nach Einsamkeit sehnte. In jedem Wesen suchte und fand er eine eigentümliche Schönheit, in jedem Beruf ein besonderes Glück. Die Kleidung und den Körper als den Bruder der Seele wollte er an sich und an anderen würdig und sauber gehalten wissen. Von allen Tätigkeiten des Menschen aber gefiel ihm die des Hirten und des Landmannes am besten, weil sie so friedlich, so arbeitsam ehrlich und der Natur so nahe.¹ Mit dem natürlichen Gesetz, auf dem wir fußen, und mit dem göttlichen, zu dem wir uns erheben, in Eintracht bleiben, das hieß ihm gute Politik.

Man sieht, wie ihm auch hier mehr um Aussöhnung und Einklang zu tun war, als um Erregung von Antinomien und Konflikten. Er liebte es, das Universum als ein musikalisches Kunstwerk vorzustellen und gab dieser idealen Anschauung in seiner berühmten Ode an den blinden Musiker Francisco de Salinas den vollendeten dichterischen Ausdruck. – Von diesem Bild ist nur noch ein Schritt zu dem bei den dramatischen Dichtern Lope de Vega, Tirso de Molina, Calderón und anderen so überaus häufigen Gleichnis der menschlichen Stände, Berufe, Aufgaben und Schicksale als Rollen im Schauspiel des Lebens, als Komparsen im „Großen Welttheater“, dessen Regisseur und Dichter der Herrgott ist. Auch zu diesem wesentlich barocken Vergleich findet sich schon ein behutsamer Ansatz bei Luis. Denn, schreibt er in der Widmung seines Ehebüchleins an Doña María Varela Osorio, „so wie im Theater die Zuschauer den schlechten Darsteller einer Rolle auspfeifen, mag er an und für sich eine noch so brave Person sein, so mißfallen wir dem Herrgott, wenn wir das Besondere, das unsres Amtes ist, vernachlässigen, mögen wir uns in anderer Hinsicht noch so tüchtig erweisen.“ Noch häufiger begegnet man bei Luis der Auffassung und Darstellung des menschlichen Wirkens als eines Kriegsdienstes, einer soldatischen Pflicht. Es ist dies ein Gleichnis, das besonders durch Ignatius von Loyola und die seit 1540 bestehende Gesellschaft Jesu den Spaniern geläufig wurde. In

¹ Vgl. *La perfecta casada*, 5. Kap.

aller Stille vollzieht sich in den Gedanken und Werken des Bruders Luisius die Verbindung zwischen zwei so großen, so weit voneinander entfernten Heiligen wie Augustinus und Ignatius. In der Frömmigkeit des einen herrscht das Vertrauen auf Gottes Gnade, in der des anderen der Eifer für Gottes Ehre und Ruhm.

Es sind nicht so sehr die zwei Persönlichkeiten Augustin und Ignatius an und für sich, es sind auch nicht einzelne Lehrbegriffe, noch Sprüche oder Beispiele von ihnen, die auf Bruder Luisius besonders gewirkt haben; es sind viel eher die von Augustin und Ignatius ausgehenden religiösen Kräfte, es ist dieses hinnehmende besinnliche Vertrauen und es ist diese tätige Unermüdlichkeit, was in Luisius zusammenwirkt und ihn zum Manne schmiedet. Dies mag geheimnisvoll klingen – aber ist es je einem Gelehrten gelungen, die Entstehung einer Persönlichkeit wissenschaftlich klarzumachen?

Auch meinen wir keineswegs, daß die durch Augustin und Ignatius ausgelösten geistesgeschichtlichen Wirkungen genügten, um eine Erscheinung wie Luis de León hervorzubringen oder verstehen zu lassen. Der wunderbarste Zauber dieses Mannes, seine Poesie, kommt aus einer anderen Welt.

VI

DER DICHTER

Die Überlieferung

Aus der Kindlichkeit des Geistes, aus „Neigung und Natur“ kam, wie er selber sagt, die Dichtung über ihn. Von seinen ersten Versuchen ist uns kaum etwas Sicheres überliefert. Wir halten uns am besten wohl an das, was zur Zeit seiner Jugend um ihn her gedichtet, bewundert und nachgeahmt wurde.

Als die Lyrik des bedeutendsten damaligen Verskünstlers Garcilaso de la Vega zusammen mit den „Obras“ de Boscán bekannt wurde, Barcelona 1543, war Luis 16 Jahre alt. Ob er sich nun sofort den italianisierenden Formen dieses Meisters anschloß, ist mir zweifelhaft. Daß von den volkstümlichen altspanischen Versen und Strophen, von den Romances, Redondillas, Quintillas, Seguidillas, Endechas, Villancicos, Serranillas, Letrillas, Glosas kein einziges Muster ihn jemals gelockt haben soll, daß die zwei oben erwähnten Quintillas, die er im Dezember 1576 auf die Mauer seiner Inquisitionszelle schrieb, die einzigen Versuche dieser Art geblieben sein sollen, das mag glauben, wer kann.¹ Gewiß, in den neueren kritischen Ausgaben seiner Lyrik finden sich nur Oden, Elegien, Eklogen, Kanzonen, Terzinen, Oktaven und Sonette, alle in den klassischen Elf- und Siebensilblern der Italiener;² und wahrscheinlich hat er selbst in den

¹ Es gereicht mir zur Beruhigung, daß ein so vorsichtiger und kritischer Forscher wie Ramón Menéndez Pidal es auch nicht kann, daher er geneigt ist, unserem Dichter eine geistvolle, anmutige und galante Glossierung der Letra:

Vuestros cavellos, Señora,
de oro son –
¿ y de acero el corazón?

zuzuschreiben. Siehe R. M. Pidal: Estudios literarios, segunda edición. Buenos Aires 1939, S. 133 ff.

² Ausnahme macht nur die bekannte Ode: Vuestra tirana esención, die in der kritischen Ausgabe von Llobera, 2. Bd., Madrid 1933, S. 492 ff. gewiß mit Recht in die Klasse der Nachahmungen und rein literarischen Übungen verwiesen wird.

reiferen Jahren seines Künstlertums die derberen und altväterischen Erzeugnisse seiner Jugend abgestoßen und verleugnet. Wenn man aber die Sammelhandschriften durchblättert, in denen allerlei scherzhafte, spielerische, fromme und spöttische Reimeerien aus den mönchischen und studentischen Kreisen des damaligen Salamanca vereinigt sind,¹ so fällt es einem schwer, zu glauben, daß Luis dabei nicht mitgemacht habe. Bald wird er als Verfasser oder Mitarbeiter, bald auch als Zielscheibe genannt. Mag er die Einsamkeit, die Höhe der Gesinnung und die Reinheit des Stiles noch so sehr geliebt und angestrebt haben: wir wollen ihn nicht schroffer machen als ein Christenmensch zu sein pflegt. Mochte er bei der Auswahl der Sammlung seiner weithin zerstreuten Gedichte noch so streng zu Werke gehen: wir werden trotzdem an der Vermutung festhalten, daß er in seinem seelisch und geistig so regsamen Leben mehr, viel mehr als die 26–32 Originalgedichte verfaßt hat, die von seinen kritischen Herausgebern als authentisch zugelassen werden. Sollte er nicht in lateinischer Sprache noch einiges andere gedichtet haben, als das eine, immerhin bemerkenswerte, *Carmen ex voto*, das wir im Anhang mitteilen?

Wie gerne möchten wir unseren Lesern den Stufengang schildern, den ein so großer und reiner Lyriker bis zu der letzten Höhe seiner Meisterschaft durchlaufen mußte. Aber jugendliche Versuche und Anfängerarbeiten, die einwandfrei als solche gelten dürfen, besitzen wir nicht. Entwicklungsphasen konstruieren und diese durch beliebig datierte Verse belegen, das wäre freilich nicht schwer, denn aller Unfug ist leicht. Ein Beispiel: Die große, unter dem Titel „Selbsterkenntnis“ (*Del conocimiento de sí mismo*) bekannte Kanzone: „*En el profundo del abismo estaba*“ wird von Adolphe Coster, einem vorzüglichen Kenner der Kunst und des Lebenslaufes unseres Dichters, in die Jahre 1553–54 datiert. Zehn Jahre nach dem Eintritt ins Kloster soll also das Lied entstanden sein, laut dem Schlußvers:

Diez años ha que soy convaleciente.

¹ Ich meine besonders die von Getino im 2. Band seiner *Anales Salmantinos*, Salamanca 1929, mitgeteilten und besprochenen Stücke.

Nicht weniger als dreißig Jahre später – 1583 – läßt ein anderer Kenner, William J. Entwistle, dasselbe Gedicht erdacht werden. Der eine glaubt, gewisse Steifheiten eines Anfängers darin zu erkennen, dem andern gilt es als ein tiefes, wohldurchdachtes Meisterwerk, ja als eine der ergreifendsten autobiographischen Dichtungen der Weltliteratur. Schließlich beweist der Jesuitenpater José Llobera, indem er die handschriftliche Überlieferung, die Sprache, den Stil und Rhythmus des fraglichen Lehrlings- oder Meisterstückes untersucht, daß es sich gar nicht um eine Arbeit von Luis de León handeln kann.¹

Der moderne Geschmack, der bei großen Persönlichkeiten immer nach besonderen Eigenarten, nach Schwächen oder Stärken, kurz nach Abnormitäten, nach der Löwenklaue fahndet, durch die, wie man glaubt, das Genie sich kennzeichnen muß, diese Sucht nach dem Ungewöhnlichen wird schwer enttäuscht bei Luis de León. Nicht einmal die Graphologie kommt auf ihre Rechnung, obgleich man echte Proben seiner Handschrift in Menge besitzt: Bittgesuche, Proteste und dergleichen in den Akten der Inquisition, und seinen ganzen langen Hiob-Kommentar. Aber seine kluge feine Hand bewegt sich so regelrecht im Typus der damaligen spanischen Kursive, daß man die Blätter seiner Gedichte und alle die vielen Korrekturen und Nachträge darauf ratlos betrachtet und im Zweifel bleibt, ob man Autographe des Dichters oder zeitgenössische Abschriften mit Änderungen, Streichungen und Erweiterungen aus der Feder seiner Freunde und Bewunderer vor sich hat.²

Fast möchte man denken, die Entdeckung und volle Entfaltung des Individuums sei im damaligen Spanien noch gar nicht fertig gewesen und habe erst gegen Ende des Jahrhunderts im Barockstil sich vollzogen. Für gewisse Äußerlichkeiten, zu denen einigermaßen auch die Schrift gehört, mag das zutreffen. Die Persönlichkeit unseres Dichters jedoch suchte und fand das Glück ihrer Vollendung im Reich des Unsichtbaren, des Un-

¹ Siehe *Obras poéticas de Luis de León*, I, Madrid 1932, S. 373 ff. und W. J. Entwistle in *Revue hisp.*, 71. Bd., 1927, S. 176 ff. und A. Coster ebenda, 54. Bd., 1922, S. 231 ff.

² Vgl. Federico de Onís: *La transmisión de la obra literaria de Fray Luis de León* in der *Revista Filol. Esp.*, 2. Bd., Madrid 1915, S. 217 ff.

auffälligen und Verschwiegenen. So oft das Außergewöhnliche ihm glückt, daß er in jenes Reich sich aufschwingt, wird seine Dichtung im Innersten persönlich – und von außen gewahren wir es kaum. Mit anderen Worten: es ist der religiöse Wesenszug, der das Zeitliche, Nur-Persönliche in dieser Dichtung verblissen läßt, etwa ähnlich wie im Kirchenlied der evangelischen Gemeinden, doch freilich mit dem ursprünglichen Unterschied, daß die christliche Ode des Luis de León nicht im Chor gesungen, sondern von einem vorbildlichen Einzelnen oder gar von einem Einsamen gesprochen sein will. Innerhalb dieser typischen Anlage bleibt Raum für mancherlei Abart; jedoch eine fortschreitende Entwicklung der Motive und des Stiles von einem Meistergedicht zum anderen vermag ich nicht zu entdecken, und kein Versuch, eine solche nachzuweisen, hat sich bisher durchsetzen können.

Wohl aber hat man an einzelnen Gedichten, indem man jedes für sich allein betrachtete und die handschriftlichen Varianten studierte, eine ziemlich einleuchtende, schrittweise tastende Klärung, Veredelung, Bereicherung des Wortlautes, eine textgeschichtlich faßbare Ausgestaltung des Motives nachweisen können. Wenn es uns versagt ist, den Baum dieser Lyrik wachsen zu sehen, so können wir doch die Entfaltung seiner Blüten im Kleinen und Einzelnen belauschen. Dieser Sachverhalt hängt mit der Arbeitsweise und mit den literarischen Gewohnheiten zusammen, aus denen die einzelnen Oden hervorgingen.

Luis berichtet uns gewiß nicht falsch, wenn er im Widmungsschreiben an Portocarrero sagt, daß er in seiner Jugend, in Augenblicken der Erholung von den Studien und mehr aus angeborener Neigung als mit bewußter Absicht gedichtet und achtlos diese Kleinigkeiten verstreut und niemals sie für eine weitere Öffentlichkeit bestimmt habe. Auch deutet er an, daß sie ihm wie etwas Lebendiges nachliefen und wie verwahrloste Kinder beinahe lästig wurden. – Daß er sie aber immer wieder aufnahm, pflegte, reinigte, fütterte, ja manchmal nach vielen Jahren sie ganz neu ausstattete, dies verschweigt oder verhüllt er uns als ein verschämter Vater unter dem Mantel eines fingierten Pflegevaters. Es ist nun aber nachgewiesen, daß z. B. die Ode „*Qué descansada vida*“, eine der bekanntesten und wohl

die beliebteste von allen, in zwei Fassungen, die ungefähr zwölf Jahre auseinanderliegen, von Luis niedergeschrieben wurde.¹ Ja, man darf sogar zweifeln, ob es auch nur von einem einzigen seiner Gedichte eine wirklich endgültige Fassung gibt, ob es möglich ist, ob es nach seinem Sinne überhaupt erlaubt wäre, eine abschließende kritische Ausgabe seiner Lyrik herzustellen. Immer blieb er mit den Kindern seiner Seele, besonders mit den schönsten, so innig verwachsen, daß er sich scheute, den trennenden Schnitt zu tun und auf die liebgewordene Fortarbeit an ihnen zu verzichten. Strömten ihm doch aus der Lektüre anderer Dichter, aus der Versenkung in die heiligen Schriften, aus dem Umgang mit Freunden und Schülern immer neue Anregungen wieder zu, die sich unwiderstehlich an die wenigen großen Hauptmotive seiner Lyrik ankristallisierten.²

Die also veranlaßten Erweiterungen, Zusätze und Änderungen konnten wohl auch zum Schaden des betroffenen Gedichtes ausschlagen. In die zahlreichen Abschriften, die bei seinen Verehrern in Umlauf waren, mag manche fremde Zutat und Verschlimmbesserung sich eingeschlichen und festgenistet haben, die zu erkennen und zu entfernen mit den Jahren immer schwerer wurde. So stellten sich, was man bei dieser hohen und adeligen Kunstdichtung eines Einzelnen kaum für möglich halten sollte, Zustände her, wie sie sonst nur in der Überlieferung einer namenlosen und naiven Volksdichtung vorkommen. Und so geschah es, daß an innig erlebten Motiven eines großen religiösen Lyrikers mancher kleine Mann im Verborgenen, nicht nur aufhorchend, sondern auch da und dort ein wenig mitdichtend, ein bißchen verwässernd vielleicht, teilnahm. Unter solchen Umständen war die Gefahr einer gewissen Verflachung oder gar Verstümmelung der Texte keineswegs ausgeschlossen. Wenn trotzdem ihr kunst-

¹ F. de Onís, R. F. E. Bd. II (1915) S. 217 ff. Freilich wird diese Datierung von Llobera in seiner kritischen Ausgabe I S. 422 ff. wiederum in Frage gestellt.

² Sehr richtig sagt A. Coster in seinen Notes pour une édition des poésies de L. d. L., Revue hisp. 46. Bd. (1919) S. 247: „On ne saurait avoir aucune espérance de faire une édition définitive des poésies originales de Luis de León . . . Quant à trouver le texte définitif, il n'y faut pas songer par la simple raison qu'il n'a jamais existé.“

voller Wortlaut durch viele Jahrzehnte hin bis zur Drucklegung, 1631, sich verhältnismäßig rein erhielt, so verdankt man es wohl zum großen Teil dem hohen und heiligen Begriff, den Luis und seine Freunde von der Dichtung hatten, und der reinlichen Scheidung, die sie zwischen religiöser und profaner bzw. ernster und spielerischer Poesie zu machen und festzuhalten gewöhnt waren.

Die Theorie

Gar sehr war Luis de León von dem göttlichen Ursprung und religiösen Wert der Dichtung überzeugt und durchdrungen. Doch wußte er auch, wie weltlich, sinnlich und verführerisch sie gelegentlich werden konnte. „So wird“, sagt er, „die Poesie verdorben, denn ohne Zweifel hat Gott sie dem menschlichen Gemüte eingehaucht, damit sie es durch ihren Schwung zum Himmel erhebe, der ihre Heimat ist. Denn Dichtung ist nichts anderes als eine Mitteilung des himmlisch-göttlichen Hauches, z. B. bei den meisten Propheten. Die wirklich Gottbegeisterten, so wie die, aus denen übermenschliche Kräfte sprachen, wurden zu erhabener Schau erweckt und durch denselben Geist erhöht, der ihnen die Worte schön gereiht, geordnet und gefügt nach Maß und Gleichklang in den Mund legte, auf daß sie in einem edleren Ton als andere Leute sprächen und ihr Stil sich ihrem Fühlen anpaßte und Wort und Sache sich in der Form vereinten. Diese Weihe aber verdirbt und, was noch schlimmer ist, mit ihr verdirbt die Reinheit der Sitten. Denn das Laster und die Unzucht, verkleidet und versüßlicht im lieblich kunstvollen Klang des Verses, schmeicheln sich gar angenehm ins Ohr und dringen von dort in das schon von Natur nicht reine Gemüt, allwo sie sich gewaltig auswirken . . .“¹

Der Unterschied zwischen hoher und niederer, heiliger und weltlich verführerischer Dichtung war schon dem Mittelalter geläufig. Als aber die große Poesie der griechisch-römischen Antike auch die christlichen Gemüter zu ergreifen begann, ließ

¹ Los nombres de Cristo, in dem Kapitel „Monte“. Clásicos castell. 28. Bd., S. 176 f. Entsprechende Anschauungen vertritt auf dem Gebiete der Musik der große Zeitgenosse unseres Dichters Tomás Luis de Victoria. Siehe Henri Collet: Le mysticisme musical espagnol au XVI. s., Paris 1913, S. 395 ff.

man den Homer, Vergil, Horaz und manchen Andern als seherische, prophetische und von göttlichem Hauch ergriffene Geister gelten. Durch Ausdrücke wie *Poeta philosophus*, *Poeta theologus*, *Poeta vates* und *Vates* schlechthin rückte man sie mehr und mehr auf die gleiche Ebene mit den Propheten des alten Bundes und den Apokalyptikern des neuen.

Quisquis erat Vates, Vas erat ille Dei . . .

verkündete Alberto Mussato, einer der bahnbrechenden italienischen Humanisten (1262–1329).¹

Durch das allegorische Deutungsverfahren konnte man den heidnischen Mythen so gut wie den israelitischen Psalmen und Propheten einen christlichen Sinn entlocken. Je verborgener dieser darin zu stecken schien, desto größer der Reiz, ja das Verdienst, ihn hervorzuziehen. Wie wenig schüchtern unser Luisius in ähnlichen Künsten gelegentlich sein konnte, haben wir gesehen. Doch hat er nie, soviel man weiß, ein altgriechisches oder lateinisches Gedicht mit seinem an den biblischen Texten geübten exegetischen Verfahren allegorisch durchkommentiert. Er war und blieb ein echter Spanier auch darin, daß er den „heiligen Schriften“ eine bevorzugte Stellung im Reich der Dichtung einräumte² und daß er sich gewissenhaft hütete, die überkommenen Unterschiede zwischen biblischen und heidnischen, heiligen und profanen Dichterworten durch Umdeutungen zu unterhöhlen. Dabei war nicht nur seine fromme Ehrfurcht vor dem göttlichen Hauch im Spiel, den er in Propheten und Psalmen atmen fühlte, es war ebenso sehr seine philologische Freude am eigenartig ursprünglichen Wortlaut und an der klingenden Schönheit der Verse, was ihn am Sprachkörper der Dichtung als solcher festhalten ließ und ihn gegen intellektualistische Umdeutungen mißtrauisch machte. Prophetischen Wahrheitsgehalt, dies stand ihm felsenfest, konnten nur diejenigen Schriften beherbergen, die vom heiligen Geiste diktiert waren. „*Praedicere autem res futuras ad Deum pertinet, ut ipse Domi-*

¹ Näheres bei Karl Vossler, *Poetische Theorien in der italienischen Frührenaissance*, Berlin 1900, S. 3 ff.

² Vgl. E. R. Curtius, *Theologische Kunsttheorie im spanischen Barock*, Romanische Forschungen, 53. Bd., 1939, S. 145–184.

nus testatur apud Esaiam dicens: Dicit nobis quae ventura sunt, et dicemus quod Dii estis vos.“ (Jesaia 41, 23) „Denn Künftiges voraussagen, ist Gottes Sache“, so lehrte Magister Luisius in seiner Vorlesung über den Glauben.¹ Wo etwa einem heidnischen Vates der Antike eine Voraussagung wirklich gelang, da konnte es sich wohl nur um Lehngut oder um einen Abglanz aus den Offenbarungen des Alten oder Neuen Bundes handeln. Durch diese dogmatische Schranke wird Luisius davor bewahrt, die Dichter des klassischen Altertums theologisch zu zerfasern, mystisch und allegorisch umzudeuten oder aufklärerisch zu pressen. Gewaltsame Schulmeistereien, wie sie zu Anfang des Mittelalters von Fulgentius an Vergil und noch am Ende des Mittelalters von Engländern, Franzosen und Deutschen an Ovid verübt wurden, liegen weit hinter ihm. Auch die in Italien so beliebte Gleichmacherei der antiken mit der christlichen Moral und Lebensweisheit kann ihn nicht verlocken. Die abgeschlossene Reinheit seines Glaubens ermöglicht und sichert ihm die Reinheit des literarischen Geschmacks.

Da er gewöhnt ist, die altisraelitische Religion als die Vorstufe zum christlichen Glauben und diesen als die notwendige Vollendung von jener zu verstehen und beide als eine einzige vorbestimmte gottgewollte Einheit zu denken, die freilich erst am Ende der Tage sich ganz verwirklicht, so liegen für seinen geschichtlichen Sinn die anderen Glaubensformen und Kulturen zunächst noch abseits vom großen gottmenschlichen Hauptstrom des Geschehens. Es ist bemerkenswert, wie wenig in seine Gedankenwelt von der in Spanien so reich und glänzend ausgebreiteten Kultur des Islam eingedrungen ist. Jenes fromme Schwärmen, Klügeln und Witzeln, wie es aus der arabischen Mystik, Philosophie und Literatur in das spanische Schrifttum des Mittelalters überging und sodann im Barock wieder aufflackerte, findet bei Luis keinen Raum. Wohl werden gereimte Künsteleien, Rätsel, Glosas und ähnliche konzeptistische Spiele um heilige Gegenstände her mit seinem Namen in Verbindung gebracht. Sollte er je dergleichen versucht haben, so wollte er später nichts mehr davon wissen.

¹ Opera V, S. 233.

In das lateinische und griechische Schrifttum des klassischen Altertums wurde er so frühe, so rasch und kräftig durch die humanistische Schule in Salamanca eingetaucht,¹ daß er die formale Übung im Gebrauch der alten Sprachen, Metren und klassischen Gattungen schon ganz gewonnen hatte und von der Künstlerliebe zu der Antike schon tief ergriffen war, bevor er zu jenen ernsteren Höhen der theologischen und geschichtsphilosophischen Betrachtungen aufstieg, von denen aus das heidnische Altertum ihm als etwas Überwundenes wiederum verkleinert erscheinen mußte. Einen Satz wie den folgenden hätte er in der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Cicero, Horaz und Seneca vielleicht doch nicht niedergeschrieben: „Der höchste Heldenmut, wie ihn die stoische Philosophie im Altertum ersann oder erträumte, ist in Wahrheit klein und niedrig im Vergleich mit der Gesinnung, die uns Christus mit seiner Gnade in die Seele senkt.“ Der Satz steht im zweiten Gespräch über die Namen Christi. Wir wissen freilich viel zu wenig über die Entwicklungsjahre dieses Feuergeistes, um den Stufengang seiner Weltanschauung nachzuzeichnen.

Kommen denn überhaupt für seine Wertschätzung der Antike zeitliche Unterschiede und Fortschritte des Verständnisses in Betracht? Sind nicht vielmehr die sachlichen Unterschiede zwischen den dichterischen, den sittlichen und den religiösen Werten entscheidend? Da im Lehrbetrieb der spanischen Hochschule von damals die humanistische Ausbildung eine wesentlich grammatische, rhetorische, philologische, kurzum eine formale Angelegenheit war, so konnten zwischen den Werten des Schönen, des Guten, des Wahren normalerweise keine ernstlichen Konflikte entstehen, so wenig wie stilllose Vermengungen. Wenigstens können wir bei Luisius nichts dergleichen beobachten. Bei ihm geht, wie gesagt, die Reinheit des Geschmackes mit der des Glaubens im Gleichschritt.

Man kann sich davon leicht überzeugen, wenn man beachtet, wie er in seinen theologischen Schriften die alten Klassiker zitiert. Er pflegt dabei einen Grundsatz zu befolgen, den er in seinem *Tractatus de fide* empfiehlt. „Man muß beachten, daß es etwas anderes ist, wenn man jemanden zur Bekräftigung einer

¹ Vgl. Getino, *Anales Salmantinos* II, Salamanca 1929, S. 139 ff.

bestimmten Aussage heranzieht, und aber etwas anderes, wenn man auf das gesprochene oder geschriebene Wort eines Anderen nur anspielt. Denn sofern man aufrichtig und ohne Falsch einen Zeugen zitiert, muß notwendig der Sinn des Zitierten einer und derselbe sein wie der, zu dessen Erhärtung zitiert wird. Bei der Anspielung jedoch besteht diese Notwendigkeit nicht, und oft wird die Anspielung nur um so reizvoller und eleganter, je verschiedener der Sinn, zu dem der angeführte Ausdruck sich hinüberdehnt.¹

Zur Erhärtung von Wahrheiten pflegt Magister Luisius griechische und römische Denker, Forscher und Dichter nur dort anzuführen, wo es sich um ein erfahrungsmäßiges Wissen aus der Natur- und Seelenkunde handelt,² aber so gut wie niemals dort, wo geoffenbarte oder auch nur spekulative Einsichten gestützt werden sollen. Da er im Logischen und Theologischen so vorsichtig zu Werke geht, darf er sich bei rednerischen und schmückenden Anspielungen, bei veranschaulichenden Gleichnissen, bei der Entlehnung von Bildern und Redensarten um so größere Freiheit erlauben. Ein Hauptreiz seiner exegetischen Prosa, gleichviel ob spanisch oder lateinisch, liegt in dieser Kunst des Anspielens und der stimmungsvollen Anklänge an die gesunde, der Natur so nahe Denkart der Alten, an ihre primitive, bukolische, pastorale, heroische und idyllische Welt. Nirgends geht, soviel ich sehe, in den exegetischen Schriften unseres Magisters eine störende, wohl aber jedesmal eine erfrischende und oft eine wirklich poetische Wirkung von diesen Begegnungen mit den alten Heiden aus. Es ließen sich wohl mehr als hundert gute Beispiele dafür anführen, doch wollen wir uns mit einem einzigen begnügen, das nun freilich im lateinischen Urtext gelesen sein will. Zu der Erklärung des 26. Psalmes „*Dominus illuminatio mea*“, Vers IV schreibt Luisius: „*Nam his duabus rebus continetur absoluta et cumulata beatitudo: Dei contemplatione, scilicet, qua ex contemplatione oriuntur innumerae voluptates, et cognitione templi Dei, id autem est, universi hujus, quod unum est templum augustissimum atque maximum. Nam*

¹ Opera V, S. 249.

² Eine Liste der bei Luis de León vorkommenden Zitate findet man bei A. F. G. Bell in seinem Werk über Luis de León.

haec naturae rerum cognitio veluti cumulus additur visioni illi contemplationique Dei, in qua proprie ipsa beatitudo consistit. Igitur, has naturae partes atque rationes beati viri in coelesti illa et futura vita cognoscent, eaque ex cognitione capient summam voluptatem. Nam quod aliud puris et bene affectis animis exhibeatur gratius spectaculum, quam est hoc, quod illis a Deo exhibetur, cum de altissimo et maxime splendido loco coeli, in omnis mali experti vita ipsi constituti, non solum vident illa:

Defectus solis varios, lunaeque labores,
Unde tremor terris, qua vi maria alta tumescant,
Obicibus ruptis, rursusque in se ipsa residant,
Quid tantum Oceano properent se tingere soles
Hyberni, vel quae tardis mora noctibus obstet;

Sed multo illis majora ac reconditiora cognoscunt: causas nimirum omnium rerum, et cujusque rei principia interiora atque propria, ipsarumque inter se naturarum atque rerum consensiones et dissensiones arcanas, quarum est, ut maxime occulta, ita ad cognoscendum maxime jucunda causa atque ratio; aliaque his similia permulta.¹

Einige Jahre nachher, etwa 1577, ging aus dieser im Kerker geschriebenen Betrachtung die berühmte „Ode an Felipe Ruiz“ – *Cuándo será que pueda* – hervor, und zu den Anklängen aus Vergils *Georgica* gesellten sich solche aus Horazens Oden (I, 36, 5–8). Hier kann man beinahe mit Händen greifen, wie das Hauptmotiv aus der erregten, frommen, im Inquisitionsgefängnis geleisteten Arbeit an einem biblischen Psalm hervorgeht und wie zugleich in dieses Ringen und Sehnen nach Freiheit und Klarheit der Klang von klassischen Versen hereinspielt.

Wann kommt für mich die Stunde,
daß diese Fessel fällt und ich mich schwinge
in Freiheit und zur Runde
des fernsten Himmels dringe
und ohne Mühe schauen darf die Dinge?

Dem Lebensquell vereint
in lauter Licht und Glanz werd ich genesen,

¹ Opera I, S. 137.

verschieden und geeint
was ist und was gewesen
erkennen dort in seinem tiefsten Wesen.

Und werde endlich sehen,
wie die allmächtige Hand das Fundament
läßt waag- und lotrecht stehen,
worauf das Element
der Schwere ruht und dauert ohne End.

Das ewige Gerüste
betracht ich dann, das unsern Erdball trägt,
die Grenzen und die Küste,
worin sich mächtig regt
der Ozean, den Gott in Fesseln legt.

Weshalb die Erde zittert
und Meerestiefen aufstehn als Rebellen
und feindlich es gewittert
im Westwind, und die Wellen
in Meeresflut und Ebbe atmend schwellen.

Von wo die Quellen fließen,
wer unsre großen Ströme füllt und nährt,
die endlos sich ergießen,
und wie es sich erklärt,
daß es gefriert und Sommer wiederkehrt.

Wer in den hohen Zonen
der Luft das Wasser hält, in welchem Haus
des Blitzes Schmiede wohnen,
wo Gott den Schnee heraus
in Massen stieben läßt und Donnerbraus.

So schau doch, wie's geschieht
im Sommer, daß das Wetter trübe steht,
bei Tag das Licht entflieht,
ein toller Westwind weht
und Staubgewirbel bis zum Himmel geht.

Dann fährt mit seinem Wagen
der Herrgott durchs Gewölk im Flackerschein,

ein Krachen ist's, ein Schlagen
und Blitze flammen drein,
die Erde bebt, die Menschen werden klein.

Der Regen wäscht das Dach,
von Berg und Hügeln wälzt sich Wassersflut,
die ganze Arbeit, ach!
der Felder Erntegut
ertränkt! Dem Bauern stockt vor Schreck das Blut.

Darüber weggehoben,
werd ich die himmlische Bewegung sehn,
die schweifende dort oben,
und die im Gleichmaß gehn,
der Sterne Schicksalsschritt werd ich verstehn,

und sehn den Mächt'gen, der
die Strahlen und die Wunderkräfte schenkt
und so die Sterne lenkt,
daß groß und kleiner Bär
sich niemals bis zum Meeresspiegel senkt,

und wo die Feuerquelle
des Lebens und des Lichtes ewig weilt,
warum sie gar so schnelle
im Winter weiter eilt,
und wer die langen Nächte mit ihr teilt.

Und dann die regungslose,
die höchste Sphäre schau ich, wo bereit
in heitern Friedens Schoße
von Goldes Glanz gefeit
der Sitz der Seligen steht in Herrlichkeit.

Es kann freilich bei der großen Belesenheit unseres Dichters und bei seiner Gewohnheit, nach langen Pausen zu den Hauptmotiven zurückzukehren, leicht geschehen, daß die Anklänge sich häufen und das Ganze von Strophe zu Strophe in die Länge gezogen wird. Man möchte vielleicht keine der überzähligen Strophen missen, denn fast jede hat eine besondere Kraft und Schönheit in sich selbst. Betrachtet man aber die vorstehende

Ode auf ihren lyrischen Impuls und ihr ursprüngliches Motiv hin, so kann man sich kaum verhehlen, daß die Strophen 6–14 keinen Zuwachs an Gefühlskraft und seelischem Schwung mehr bringen, sondern nur noch ausmalen, variieren und, einigen Reminiszenzen zuliebe die Urkraft des Liedes schwächen. Mit einer etwas groben Formel könnte man sagen, daß in Luis der Poeta philologus manchmal durch allzu eifrig geleistete Dienste dem Poeta vates hinderlich wird. Ähnliches gilt für einige andere Oden, z. B. für „Cuando contemplo el cielo“. Durch Entfernung der ausmalenden und variierenden Strophen gewinnt die lyrische Kraft.

„Hinderlich“ ist vielleicht nicht das richtige Wort, denn die Auswirkung des religiösen Motives wird nicht behindert, nicht unterbrochen, noch gestört, sondern durch ein liebevolles Verweilen weitergetrieben und feiner verästelt als nötig wäre. Nicht etwas Wesensfremdes und Stilwidriges wirkt aus Vergil, Horaz, Seneca und Lucrez in Luisius' Poesie herein, nur zuweilen ein Zuviel an Wohlklang und begleitender Harmonie. Es zeigt sich hier die Neigung zu überströmender Rede, zu warmer sprachlicher Fülle wieder, die wir in den Gesprächen über die Namen Christi schon beobachten konnten; sie läßt sich auch in den Kommentaren zu den Psalmen, zum Hohen Lied, zum Hiob nicht zurückhalten. Sogar die systematischen Vorlesungen gewinnen durch diesen gemütvollen Mitteilungseifer, durch diese kluge Redseligkeit einen gewissen Reiz. Unsrer heutige Sachlichkeit und Ungeduld empfindet auch manchmal Ausführungen, die dem damaligen Hörer wertvoll oder unentbehrlich waren, als überflüssig. – Was echte Dichtung ist, will freilich mehr als nur ein überströmendes Fühlen und Mitteilen sein: der beherrschte Ausdruck dieses Gefühles. Luis beherrscht und meistert ihn; aber er liebt es auch, ihm manchmal die Zügel locker zu lassen.

Solche Freiheiten, selbst wenn sie ihm nicht immer bewußt wurden, glaubte er sich gönnen zu dürfen; denn neben dem hohen Begriff der göttlichen Dichtung kannte und ehrte er den weniger strengen der menschlichen und weltlichen, sofern sie nur sich nicht ins Gemeine, Niedere und Alberne verlor. Als besonders poetisch und poetabel erschien ihm die naturnahe und gesunde Welt der Hirten und des Landvolkes, die er mit den

Augen Vergils, des Dichters der *Bucolica* und *Georgica* anzuschauen liebte und deren idyllischen Frieden er mit Horaz und Tibull ersehnte. In schönem Gegensatz dazu erregten die Gefahren des Meeres, der Seefahrt und des Krieges, die er mit eigenen Sinnen wohl niemals erfahren hatte, seine Phantasie. Es ist merkwürdig, daß seine lyrische Muse gerade von denjenigen Bereichen des irdischen Lebens, die ihm praktisch ferne lagen, am stärksten angezogen wurde. Von der Zelle des Mönches, von der Bücherei, vom Klosterhof, vom Hörsaal der Universität, wo er tagaus tagein beschäftigt war, schweigt sein Gesang. Nur *La Flecha*, die Meierei mit dem Landgut, das seinem Kloster gehörte, erscheint romantisch verklärt in der Ode „Geborgenheit“ (*Qué descansada vida*) und freundlich beschrieben in den Gesprächen über die Namen Christi. Als Zufluchtsort des Seelenfriedens gewinnt diese bescheidene Landschaft ihren poetischen Charakter. Denn – und dies ist der Grund für den angeblichen Mangel an Realismus in Luisius' Liedern – als echte, reine, wahre Poesie vermag dieser Dichter-Mönch nur das, was abseits und überhalb seiner gewöhnlichen Umwelt liegt, zu empfinden und anzuerkennen. „Was die Jahrhunderte überdauert“, so schreibt er in seinem Hiob-Kommentar (VIII, 10) „das wird niemals vom Munde diktiert, das steigt aus der Seele, wo es viele Jahre hindurch in besinnlicher Wahrhaftigkeit geprüft und gestaltet wird.“¹

Flüchtige Ereignisse, eintägige Sorgen, kurzatmige Poesie, für derlei Dinge brachte er nur wenig oder gar keine innere Teilnahme auf. Wenn bescheidene, alltägliche Gegenstände ihn dennoch ergreifen, so geschieht es zumeist deshalb, weil ein alter Dichter, den er verehrt, sie schon verarbeitet und seelisch bedeutend gemacht hat.

Die Motive

Wenn man diese Zurückhaltung auf Mangel an Anschauungskraft und Beobachtungsgabe oder gar auf eine blutarme, verkümmerte Sinnlichkeit zurückführt, ist man falsch beraten. Ja,

¹ Porque las escrituras, que por los siglos duran, nunca las dicta la boca; del alma salen, adonde por muchos años las compone y examina la verdad y el cuidado. *Bibl. aut. esp.*, 37. Bd., S. 337.

es ist schon behauptet worden, Luis habe seine Gleichnisse und Schilderungen so gut wie niemals selbst erfunden; nur für den einzigen Vergleich des heiligen Jakob mit dem treuen Diener auf der Reise (in der Ode *Las selvas conmoviera*, 7. bzw. 8. Strophe) habe man bis jetzt noch keinen „standard Author“ ausfindig gemacht.¹ Man braucht aber nur einige Seiten in den Prosaschriften unseres Dichters zu lesen, etwa die Schilderung eines im Dunkeln tappenden Menschen oder eines Betrunkenen (Hiob-Kommentar XII, 25), um sich zu überzeugen, wie scharf er selbst an den hinfälligsten Körpern und Bewegungen das Charakteristische zu erfassen und wiederzugeben vermochte. Aus den stärksten und nachhaltigsten seiner Motive, also aus der Ergriffenheit des Dichters heraus, nicht aus Vergleichen, Quellen und Vorbildern, wollen wir seine Lyrik zu verstehen suchen.

Es bedarf keines großen Rätselratens, um das Grundgefühl zu erkennen, das in wechselnder Tonart und Gedankenverflechtung aus den als echt bekannten Gefügen dieser Lyrik spricht: Heimweh nach dem ewigen Reich. Wir lassen ohne weitere Beweisführung dem Dichter das Wort und begnügen uns auszuwählen, anzuordnen, zu verdeutschen und zu erläutern, was etwa in der gegebenen Richtung bedeutungsvoll werden kann. Wir beginnen mit einem Gedicht, das sich nicht genau datieren läßt, aber doch wohl in den Meisterjahren um 1580 entstanden sein muß.

Christi Himmelfahrt

Und lässest so allein
die Herde, guter Hirt, im Tale unten
bei Dunkelheit und Pein
und hebst Dich erdentbunden
und hast die ewige Sicherheit gefunden.

Die Du so gut gehegt,
in Trauer sind sie nun, in Leid versetzt.

Die Du so warm gepflegt,
oh, sie sind abgesetzt!

Nach welcher Richtung wenden sie sich jetzt?

¹ W. J. Entwistle in der *Revue hisp.*, 71. Bd., 1927, S. 210.

Dem Auge, das einmal
 in Deines Angesichtes Schönheit schaute,
 wird alles andre fahl.
 Wer Deiner Güte traute,
 was bleibt ihm sonst, worauf er hörte, baute?

Dem aufgeregten Meer,
 wer legt ihm Fesseln an? und welchem Wort
 gehorcht der Winde Heer?
 Bist Du nicht mehr am Ort,
 wo ist der Nord, der Weg des Schiffs zum Port?

Ein neidischer Wolkenzug
 mißgönnt uns Deine kurze Gegenwart
 und trägt Dich weg im Flug.
 Wohin die Gottesfahrt?
 Wir stehen arm und blind und unbewahrt.

Von einem bibelfesten Theologen ist das Bedenken erhoben worden, daß Christi Himmelfahrt laut Evangelium Lukas XXIV, 51–53 doch ein freudiges Ereignis sei, das in einem gläubigen Christen keine Trauer, kein Gefühl der Verlassenheit erwecken dürfe. Diese Weisheit der Taube ist geeignet, die Adlersehnsucht des Dichters und die Ungeduld seines Heimwehs uns auch mit dem Verstand begreifen zu lassen. Denn was die Himmelfahrt dogmatisch zu bedeuten hat, das wußte Magister Luisius so gut wie seine Kritiker. Wenn er es trotzdem vergaß, so ist es ein Zeichen, um wieviel stärker die jenseitige Ergriffenheit des Dichters als die Belesenheit des Bibelerklärers in ihm war. Mochte die Ergriffenheit nur Augenblicke dauern, es waren die schöpferischen. Durch nachträgliche Bedenken sind, wahrscheinlich von fremder Hand, an die fünf unvergeßlichen Strophen fünf weitere gehängt worden.¹

Wenn der dichterische Schwung nicht lange anzuhalten pflegt und immer einer neuen Gelegenheit, eines anderen Anlasses bedarf, um wieder hervorzubrechen, so liegt es nicht an mangelnder Übung noch an lyrischer Kurzatmigkeit; es liegt an dem dichterischen Motiv, das in der Natur dieses Künstlers wie

¹ Nachzulesen in der von Llobera besorgten Ausgabe I, S. 286 f.

eine Erschütterung stoßweise auftritt. Dennoch ist nichts Abgerissenes, nichts Gewaltames im Stil zu bemerken. Auch in der begeisterten und verzückten Abkehr von der sterblichen Welt bleibt das Gefühl der Verbundenheit mit den Menschen lebendig. Keine Überhebung, kein romantischer Ich-Kult, nichts Abgebrochenes, trotz der häufig aussetzenden Arbeitsweise des Künstlers. Die menschliche Verbundenheit, auch in der Erhebung und im einsamen Schweben über dem Irdischen findet ihren vollen Ausdruck durch die musikalische Harmonie, am schönsten wohl in dem Lied an den blinden Musiker und Freund Francisco de Salinas.

An Francisco de Salinas

Wie heiter wird, wie klar
und jugendschön und licht, was uns umringt,
Salinas, wunderbar,
wenn die Musik erklingt,
von deiner kunsterfahrenen Hand beschwingt.

Es tönt wie Himmelspiel.
Schon war die dumpfe Seele mir so blind,
und jetzt das ewige Ziel
sie widersieht und find't
den Ort, wo ihre ersten Quellen sind.

Und da sie sich jetzt kennt,
wird ihr Geschick, wird alle Sorge leicht,
nach Gold sie nicht mehr brennt,
vor dem das Volk erbleicht,
und keine falsche Schönheit sie erweicht.

Sie strebt durch allen Dunst
empor, bis sie auf höchster Höhe steht:
dort lauscht sie einer Kunst,
die nicht im Wind verweht,
die nach den ältesten Gesetzen geht.

Sie sieht den Meister dann,
wie er die ungeheuern Saiten schlägt

und rührt sie kunstvoll an,
daß sich hervorbewegt
der Urton, der das ewige Bauwerk trägt.

Da fühlt sich aufgebaut
in gleichgesetzten Tönen nun auch sie,
es eilt ihr Antwortlaut,
es hallet dort und hie
der Wechselsang in holder Harmonie.

Das Seelenschifflein schwingt
auf Wohlklangswellen durch der Töne Meer
bis es darin ertrinkt
und hört und fühlt nicht mehr
was fremd und schweifend kommt von außen her.

Du seliges Entzücken
und Tod, der Leben schenkt und süßes Schwinden,
möcht ewige Ruhe glücken,
und nie zurück sich finden
zu niedern Sinnen, die uns irdisch binden!

(Hier ist euch Glück beschert,
Apollos Jünger, Freunde, kommt herbei,
mir über alles wert,
daß es ein Einklang sei
über dem kläglich dumpfen Vielerlei.)

Laß deine Melodie,
Salinas, im Gehör mir weiter schwingen,
laß Gottes Harmonie
mir zu den Sinnen dringen
von dir geweckt – das Andre mag verklingen.

Die fünfte Strophe, die mittlere, in der das ganze Gewölbe sich zusammenfügt, wird von den ältesten Drucken, von mehreren Handschriften, wie auch von Llobera verworfen. Wahrscheinlich wurde sie als nicht ganz rechtgläubig empfunden und wird es von sorglichen Ordensbrüdern des Dichters noch heute.¹

¹ Es ist bezeichnend, wie Bruder Marcelino Gutiérrez in seinem behutsamen und lauterem Werk *Fr. Luis de León y la filosofía esp. del siglo 16*, München Ak. Sb. 1943 (Vossler) 6

Es muß auch anerkannt werden, daß der Freund, an den die Ode sich richtet, nicht ganz einverstanden gewesen wäre mit der Darstellung des Schöpfers als eines Musikers, der aus den Saiten seines ungeheuren Instrumentes den tragenden Urton der Welt hervorbringt. Schon im ersten Kapitel seines in Salamanca 1577 veröffentlichten Buches *De Musica libri septem* unterscheidet Salinas haarscharf dreierlei Begriffe der Musik: 1. die nur zu der Sinnlichkeit sprechende, z. B. den Vogelgesang, 2. die intelligible Musik, die unhörbar ist und nur verstandesmäßig in den Vorgängen und Verhältnissen der Natur als Harmonie begriffen wird, und 3. die menschliche Musik, von der unsere Sinnlichkeit ergötzt und zugleich unser Verstand belehrt wird. Für ein mystisches Musizieren des Herrgotts über dem Sternenzelt und für ein zweites bzw. viertes Gehör ist hier kein Raum. Und gerade deshalb, möchte ich glauben, hat Luis dem schlichten Freund und Meister dieses Lied zum Preis der unbegreiflichen Wunderkräfte der Musik gewidmet. Und gerade auf die Zentralstrophe als auf die mächtigste und kühnste, bei der einem ehrlichen Lehrer der Tonkunst bange werden konnte, kam es ihm an. Die ungewußte, unlehrbare, höchste Wirkung einer Kunst, die Salinas täglich und harmlos übte, wollte er ihn ahnen und an der eigenen Verzückung, am *raptus divinus*, teilnehmen lassen: ein lichtvolles Geschenk der Freundschaft, vielleicht nicht ohne einen Schatten von Schelmerei, durch den es noch anmutiger wird.

Einem geistlichen Schüler und Freund, der etwa zwölf Jahre jünger war als der Dichter, dem Erzdechanten von Ledesma, Diego Loarte, ist die berühmte Ode „Klare Nacht“: *Quando contemplo el cielo* – gewidmet.

Escorial 1929, S. 363 ff. sich bemüht, die pythagoreischen und platonischen Einflüsse auf die Gedankenwelt seines Helden als unwesentlich zu erweisen. Man wird aber doch, wenn auch mit Einschränkungen, zu der Auffassung zurückkehren müssen, die von Marcelino Menéndez y Pelayo in seiner *Historia de las ideas estéticas en España*, Tomo III, Kap. VI (4. edición, Madrid 1930, S. 9–101), vorgetragen wird. Vgl. auch Henri Collet: *Le mysticisme musical espagnol au XVI. siècle*, Paris 1913, S. 18 ff. Im übrigen läßt keine echte Dichtung sich auf philosophische Begriffe festlegen.

Wenn ich zum Himmelzelt
aufschau, wo Stern an Stern sich funkelnd drängt,
und dann wie unsre Welt
mit Schatten rings verhängt
bewußtlos liegt in dumpfem Schlaf beengt:

dann steht aus Lieb und Sehnen
mir flammend eine Angst im Herzen auf
und quellen viele Tränen
und stürzen ihren Lauf
bis es sich klagend löst in Worte auf:

Du hohe Herrlichkeit,
Du aller Klarheit, Schönheit Heimatland,
schon war für Dich bereit
die Seele – oh! was bannt
hienieden sie in dunkle Haft und Schand?

Welche Verworrenheit,
daß sie dem wahren Ziel so ferne schweift,
Dein Glück, Dein' Göttlichkeit
vergißt und irrt und streift
nach Schattenbildern und ins Leere greift!

In Schlaf und Traum vergessen,
versäumt der Mensch die vorbestimmte Reise –
die Sterne unterdessen
vollziehen ihre Kreise
und stehlen ihm die Frist des Lebens leise.

Ihr Sterblichen, erwacht,
schaut euren Schaden an, ihr Todgeweihten,
habt auf die Seele acht,
ob sie für alle Zeiten
von Lügen leben kann und Nichtigkeiten.

Erhebt den Blick mit Staunen
und schaut das himmlisch ewige Sternenzelt:
dann lachtet ihr der Launen
und was die Schmeichelwelt
hienieden zwischen Furcht und Hoffnung hält.

Ist doch ein Fleckchen kaum
die niedrig dumpfe Erde im Vergleich
zum ungeheuern Raum,
wo in verklärtem Reich
das Jetzt, das Einst, die Zukunft blühen gleich.

Wie sie zusammenspielen,
die ewigen Lichter, wie sie sich bewegen
in sichrem Gang, die vielen,
und dennoch anders gegen
die andern ihre Schritte einig regen!

Und wie das Silberrund
des Mondes wandelt, wie auf dessen Spur
sein Wissen uns macht kund
der leuchtende Merkur,
und Venus ihre liebliche Natur.

Auf andrer Laufbahn rollt
in seinem Grimm der blutige Mars dahin,
und Jupiter, so hold,
streut tausend Glück uns hin,
der Himmel strahlt von seinem Vatersinn.

Mit seinem Ring gekrönt,
Saturn, Urvater goldener Gezeiten,
vom höchsten Chor verschönt,
draus massenhaft verbreiten
Sternlichter ihr Geschenk nach allen Seiten.

Kann auch, wer es betrachtet,
an unsrer Erden Niedrigkeit noch hängen,
daß er nicht seufzt, nicht trachtet
die Fesseln aufzusprengen,
die ihm den Flug zum Seelenglück beengen?

Nur dort ist Seligkeit,
und Friede herrschet dort, und hoch und rein,
umringt von Fröhlichkeit
in ihrem Glorienschein
die heilige Liebe über allem Sein.

Und Schönheit ohne Grenzen,
dort zeigt sie sich in ihrem ganzen Schimmer,
läßt klarstes Licht erglänzen,
und dunkel wird es nimmer,
und Frühling steht in voller Blüte immer.

Wahrhaftig Ackerland
und Weide, frisch und lieblich allezeit,
und Quell an Berges Rand,
Reichtum und Traulichkeit
verborgner Täler, tausendfach bereit!

In der Mitte des Gedichtes, in der siebten und achten Strophe, wächst aus dem Heimweh nach dem ewigen Reich die staunende Betrachtung der Planeten und Fixsterne hervor. Das religiöse Motiv nimmt eine naturphilosophische Wendung, ohne deshalb seinen religiösen Wesenszug aufzugeben. Im Zeitalter der Renaissance, da die Naturforschung noch in Mystik, Magie und Spekulation befangen war, ist die Verbindung von frommer Sehnsucht und astronomischer Schau durchaus selbstverständlich, beinahe zwangsläufig. Besonders stark aber wirkt die Poesie dieser astronomischen Frömmigkeit dadurch, daß der Dichter noch ganz in dem alten ptolemäisch-thomistischen Weltbild steht, also die Erde als Mittelpunkt des Universums unter seinen Füßen fühlt und weiß und daß er sie dennoch völlig entwertet, ja viel schroffer entwertet, als wenn er sie etwa mit Kopernikus in die Reihe der Planeten verwiese, oder ihr gar mit Dante das schreckliche Gewicht der Hölle und des Läuterungsberges und damit die ganze Sündenlast der Menschheit aufpackte. Man überdenke noch einmal die Worte der achten Strophe. Winzig und kaum bemerkbar im kosmischen Grundriß, moralisch nichtswürdig, hinderlich und lästig stellt sich der angebliche Mittelpunkt des Weltalls dar. Die Naivität des geozentrischen Denkens, im Sinne eines antikisch guten wie eines mittelalterlich schlechten Gewissens, ist hier abgetan, und nur als mathematisches Schema noch besteht die alte Struktur. Der Dichter bedient sich ihrer mit feinstem Taktgefühl. Die Wandelsterne und ihre antiken Götternamen und sagenhaft freundlichen und gefährlichen Eigenschaften und Wirkungen umkreisen lockend die unruhige, auf

moderne Weise christliche Seele. Im tränenfeuchten Aufblick der Sehnsucht gewinnen sie, wie von selbst, eine natürliche Heiligkeit und werden ohne Verkleidung, ohne Allegorie, den Mittlern und Schützern ähnlich, an die der gläubige Katholik sich hilfesuchend zu wenden gewöhnt ist; und doch behalten sie auch einen Rest von heidnischer Dämonie, wie der blutige Mars. Der Schwebezustand zwischen Gottheit und Natur verleiht ihnen geheimnisvolle Reize, die Luis nicht müde wird zu betrachten und zu besingen. Was ihm die Sterne bedeuten, was sie ihm zu sagen haben, kann der heutige Mensch, der sie weder mit dem Gemüt noch mit den Augen, sondern mit dem Teleskop betrachtet, nicht mehr wissen und kaum noch verstehen; daher wird er gut tun, nachzulesen, was der Dichter der „Klaren Nacht“ in der schönen Prosa seiner Gespräche und in seinem „Hiob“ und in einer lateinischen Rede darüber geschrieben hat.¹

Wie er sodann das ersehnte Reich jenseits und überhalb der gestirnten Himmelsgewölbe sich vorstellt, haben wir in seiner paradiesischen Ode „Alma región luciente“ schon erfahren. Man hat sie eine Allegorie, die Allegorie des guten Hirten genannt; insofern gewiß mit Recht, als das Ziel des zeitlosen und übersinnlichen Heimwehs durch Worte und Bilder nur uneigentlich, allegorisch bezeichnet werden kann. Es kommt aber in keiner echten Dichtung auf die Bezeichnung von Zielen an, noch auf die Bestimmung von Begriffen oder Gegenständen, sondern auf den Ausdruck von Gefühlen. Man wird daher die paradiesische Ode nur dann richtig verstehen, wenn man sie nicht als alle-

¹ Nombres de Cristo II, Clasicos castell., 33. Bd., 1922, S. 64 ff. und 133 ff. Der Herausgeber F. de Onís führt in einer Anmerkung zu S. 134 die einschlägigen Stellen aus dem Hiob-Kommentar an. Wir geben dazu noch die folgende Stelle aus dem Panegyricus Divo Augustino dictus: *Atque profecto nulla res est in tanta, quantam et oculis et mente conspicimus, rerum multitudine et varietate, quae non habeat cognationem cum alia. Neque solum singulae singulis cognatae sunt et affines, sed universae omnibus, singulaeque universis mirabiliter consentiunt. Ex quo existit ille mundi totius plenus admirabilitate concentus, quem, qui animo ab aliis curis vacuo, cum in coelum suspexerint, indeque ad terram dejecerint oculos, collustrarintque omnia circumcirca, vident semel atque sensibus hauriunt homines, eam animo capiunt voluptatem, ut satiari nunquam queant. Opera VII, S. 368.*

gorische Darstellung eines Sachverhaltes, sondern als den lyrischen Ausdruck eines Gefühles hinnimmt. Sie ist ein Wunschbild des ewigen Reiches, hervorgegangen als eine der lieblichsten Blüten aus dem großen Hauptmotiv der León'schen Lyrik. – In seinem Brief vom 19. März 1795 schreibt Schiller an Goethe: „Religiöse Schwärmerei ist und kann nur Gemütern eigen sein, die beschauend, müßig in sich selbst versinken . . .“ Gewiß zeigt das jenseitige Leben, wie Luisius in dieser Ode es sich austräumt, eine Entspannung von Leiden, Sorgen, Arbeiten und Kämpfen, kurz eine Müßigkeit, die er in Wirklichkeit wohl nie genossen und nicht einmal gewünscht hat. Auch mag es wohl sein, daß geschäftige Menschen von heute, oder aufgeklärte aus Schillers Zeitalter, das paradiesische Gemälde unseres Dichters als eine müßige Schwärmerei beurteilen, weil sie in ihrer zufriedenen Selbstgewißheit kein Bedürfnis nach einem höheren Zustand als dem ihrigen empfinden noch gelten lassen. Immerhin hat auch unser Schiller sein Paradies sich ausgemalt und Verse geschrieben, die, wenn nicht im Wortlaut und nicht im Begriff, so doch gewiß im Gefühl merkwürdig übereinstimmen mit den religiösen Oden des spanischen Lyrikers, z. B.

Ewig klar und spiegelrein und eben
 fließt das zephyrleichte Leben
 im Olymp den Seligen dahin . . .
 nur der Körper eignet jenen Mächten,
 die das dunkle Schicksal flechten;
 aber frei von jeder Zeitgewalt,
 die Gespielin seliger Naturen,
 wandelt oben in des Lichtes Fluren
 göttlich unter Göttern die Gestalt.
 Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
 werft die Angst des Irdischen von euch,
 flichtet aus dem engen, dumpfen Leben
 in des Ideales Reich!

Wenn Luis mit Ungeduld das ewige Reich ersehnt, so lockt ihn nicht etwa immer nur das Bedürfnis nach Ruhe, nach Musik, Harmonie, Augenschmaus und Wohlgerüchen. Wie stark der Erkenntnistrieb, die Lust des Forschers, die Arbeit des Exegeten

dabei beteiligt sind, hat uns die Ode an den humanistisch gebildeten Dichterfreund Felipe Ruiz de la Torre y Mota „Wann kommt für mich die Stunde“ gezeigt. Mit einem Titel wie etwa „Forschers Seligkeit“ wäre sie nicht unpassend gekennzeichnet.

Die Farben werden dunkler, die Töne tiefer, die Umrisse schärfer, sobald das Reich des ewigen Lichtes als Gegensatz zum irdischen Elend, Kampf und verdrießlichen Alltag vor das Gemüt tritt, wie in der Ode „Al apartamiento“ „Zuflucht“, die bald nach der Befreiung aus der Inquisitionshaft, 1576–77 entstanden sein dürfte.

Zuflucht

Mein Schutz und Sicherheit
in langem Irrsal, oh so heiß begehrt,
nach schwer durchkämpfter Zeit
zur Rettung mir gewährt,
du holde heitre Stille, liebenswert!

Du bist das schlichte Zelt,
drin Angst und Sorge nie zu Hause war,
wo jede Maske fällt,
kein falscher Freund fürwahr,
kein Meineid, kein Verleumder stellt sich dar.

Der höchste Berg bist du
und ragst zum Himmel übers flache Land
und strahlst in ferner Ruh,
den Blinden unbekannt,
die gern vergehn an ihres Fiebers Brand.

Zu dir laß mich gelangen,
empor zu dir, laß von der irren Menge
mich Flüchtigen nicht fangen,
daß ich nicht elend hänge
und fauler Friede schnöde mich bedränge.

Und wo die Lüfte klaren
laß mich verweilen, atmend mich befrein
vom Weh, das ich erfahren

durch Gift, in mich hinein
getrunken; mach die Brust mir wieder rein:

Bis langsam mir verblassen
aus der Erinnerung alle Nichtigkeiten,
die darin hinterlassen
vom Wechselgang der Zeiten
durch eitle Lust und Zufalls Widrigkeiten.

Bei dir, fast unbeengt
von Fleisches angewöhnter Sinnlichkeit –
schon ist das Band gesprengt –
bei dir soll mir die Zeit
in stiller Klarheit fließen, unentweiht.

Von dir hinab zum Meer
laß ich die mitleidvollen Blicke gleiten,
die Not, das Hin und Her
der Schifflin zu begleiten,
wie kläglich sie die bittere Flut durchschneiden.

Der Eine, schon im Hafen
vergnüglich angelangt, als mit Gebraus
sein Schiff die Winde trafen
und warfen's weit hinaus –
mit Mühe hält er's abgetakelt draus.

Am flutverdeckten Riff
zerbricht in einem Augenblicke – und
versinkt des Andern Schiff.
Dem Dritten bleibt's im Sund
windstill; dem Vierten läuft's auf seichten Grund.

Den Andern trübt ein Regen
den hellen Tag, den klaren Sinn und Mut;
für Ozeans kargen Segen
geht Geld dahin und Gut,
und schwimmend flieht der Letzte durch die Flut.

Er kämpft, die Brust voran,
doch was vermag, gescheitert, angeklemt

ans Brett, ein armer Mann,
 der sich entgegenstemmt –
 ins Ungeheure jäh hinabgeschwemmt?

Du sichrer Zufluchtsort,
 nun erst mir doppelt, hundertfältig wert,
 bleib du mir fest, halt Wort,
 und schwinde unverwehrt
 alles, wonach ein Irrender begehrt!

Was haben wir unter dieser Zuflucht auf schroffer Bergeshöhe in klarer, aller Lüge und Sinnlichkeit entrückter Luft uns zu denken? Eine irdische oder überirdische Ruhestätte? Eine philosophische oder eine religiöse Zurückgezogenheit? Eine epikureische oder eine christliche Erhebung über das Elend des menschlichen Daseins? Man hat an die schönen Eingangsverse zum zweiten Buch des epikureischen Lehrgedichtes von Lucretius erinnert, die in dem inneren Gehör unseres Meisters Luis wieder aufklingen mochten, als er sein Lied von der Zuflucht sang.

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,
 E terra magnum alterius spectare laborem . . .

Aber was kann der fromme Dichtermönch mit Lucrez, dem Feind der Religionen, dem Atomisten, dem Selbstmörder gemein haben? – In ihrer Scheu vor dem Getriebe der Welt, in ihrer Verachtung der sinnlichen Genüsse, in ihrer Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit, in ihrer Freude an der sinnend phantasierenden Betrachtung der Naturerscheinungen begegnen sie sich. Man vergleiche z. B. die ersten Strophen der Ode „Klare Nacht“ mit den Versen 1203–1207 des V. Buches *De rerum natura*. Es ist ein lyrisches Zusammentreffen, ein Gleichklang rein melodischer Art, ohne sonstige Abhängigkeit. In den prosaischen Schriften wird Lucrez, so viel ich sehe, nur ein einziges Mal sehr flüchtig erwähnt.¹

Wahrscheinlich nicht im begrifflichen Denken, wohl aber im Gefühl und in der Dichtung flossen für Luis de León die Gren-

¹ Opera VII, S. 138.

zen des ewigen Reiches mit denen der inneren Sammlung des frommen Gemütes zusammen: ein Beweis, wie innig und stark er im Geiste zu leben und alles Zeitliche darüber zu vergessen oder gering zu schätzen vermochte. So geschieht es, daß ihm das Motiv des Heimwehs nach dem ewigen Reich wie von selbst in das der Sehnsucht nach Einsamkeit übergeht. So in dem berühmten Zehnzeiler, den er vor dem Verlassen seiner Gefängniszelle in Valladolid geschrieben haben soll.

Neid und Lüge sperrten mich
hinter diese Kerkerwand . . .

Und ähnlich in der starken, an seelischen Gegensätzen so reichen Elegie „Getäuschte Hoffnung“ – „Huid contentos“ – die nicht lange nachher entstanden sein dürfte.

Getäuschte Hoffnung

Frohsinn, verlaß dies arme Herz und flieh!
Wie hast du nur dich wieder hergewandt
und täuschen lassen? Hier gedeihst du nie.

Erinnre dich, wie hat man dich verbannt,
durch öffentlichen Spruch hinausgewiesen
aus meiner Seele hoffnungslosem Land,

wo Regenwolken immer sich ergießen
und Wind und Wirbelstürme mächtig wehen
und heiße Seufzer zwischen Sorgen sprießen;

im Frühjahr ist nichts Farbiges hier zu sehen,
kein Morgensonnenstrahl die Wolke säumt,
kein' Nachtigall besingt, was einst geschehen;

durchwachte Nächte, und am Tage träumt
trostloses Elend, und vergangnes Leid
wird zu dem heutigen hinzugeräumt.

Halte dich ferne, Frohsinn, diese Zeit –
der Himmel mag sich drehen tausendmal –
hat keinen Trost für mein Gemüt bereit.

Halte dich fern! In diesem Jammertal
magst Freude, Ruhe, Glück als Samen streuen –
es trägt dir nichts als Disteln allzumal.

Halte dich fern, du wirst es sonst bereuen,
wenn dir die Züchtigungen und der Bann
mit Schmach und Schmerzen grausam sich erneuen.

Halte dich ferne, Frohsinn, denn ich kann
dich nur vergessen und zu Schmerz verkehren;
Notwendigkeit und Schicksal tun mir's an.

Was wir am meisten lieben und verehren
verwandelt sich und wird zu meinem Feind,
sich selber untreu, um mich zu versehren.

Die Hand wird schwarz, die sich zu waschen meint,
zu Krieg entarten Freundschaft mir und Friede;
es fehlt die Schuld, um die der Sträfling weint.

Auf daß die Kette sich noch enger schmiede,
ist meine Einfalt eifervoll dabei,
und singt sie hell, dann ist's das End vom Liede.

So geht Naturgesetz an mir vorbei,
und was der Schmerz in mir vermag, erfährt
kein menschlicher Verstand, wie flink er sei.

Je heftiger das Vögelein begehrt
dem Netze zu entfliehn, verstrickt sich's drein,
und meine Waffe gegen mich sich kehrt.

In mir wird fremde Schuld zu eigener Pein.
Der Bösewicht, oh weh! macht mich zum Sklaven.
Gespräch der Leute, will man, soll ich sein. – –

Glücklich, wer nie mit des Gesetzes Strafen
beim Hochgericht hat in der Stadt zu streiten,
wen nie des Weltgetriebes Streiche trafen,

wer harmlos leben darf in Einsamkeiten,
in einer armen Hütte still geborgen
und nur zur Wahrheit sein Gemüt bereiten.

Wenn über Luft und Land der helle Morgen
sich ausgießt, hebt die Hände er ins Licht,
die reinen, ohne Haß und frei von Sorgen.

Ihn schrecken seine linden Nächte nicht;
es steht die Nahrung freundlich ihm bereit
im reichen Feld, das keine Pflugschar bricht.

Gerechtigkeit und Maß folgt ihm zur Seit,
die Wahrheit leuchtet golden in der Brust,
den Glauben trübt ihm keine Findigkeit.

Ein Chor von Hoffnungen umspielt mit Lust
den friedlich Glücklichen und Ruhevollen,
und keiner Träne ist er sich bewußt. –

Zufrieden möge so die Zeit dir rollen,
finde dich selbst und laß die andern gehn,
und wenn sie etwa von mir wissen wollen,
so sag, du habest niemals mich gesehn.

Es erhebt sich nun aber die Frage, ob auch die Ode „*Qué descansada vida*“, die unter verschiedenen Titeln berühmt geworden ist: *Vida del campo*, *Vida retirada*, *Al recogimiento de Carlos V.*, und die wir „Geborgenheit“ nennen wollen, aus demselben lyrischen Hauptmotiv wie die bisher betrachteten Gedichte hervorgeht. Daß Kaiser Karl V. durch seine Abdankung, seinen Abschied von der Welt und sein einsames Leben in der Nähe des Klosters San Jerónimo de Yuste (1558) den Anlaß dazu gegeben habe, ist zum mindesten unsicher.¹ Unsicher ist auch die Entstehungszeit der Ode; – desto offenkundiger die Anlehnung an Horazens berühmte Epode II.

Beatus ille qui procul negotiis . . .

welche unser Dichter sehr genau kannte und vorzüglich, wenn schon nicht ganz einwandfrei, übersetzte.² Vergleicht man aber

¹ Vgl. A. Coster, *Revue hisp.*, 46. Bd., 1919, S. 198 f. und ebenda 53. Bd., 1922, S. 231 und Llobera in seiner Ausgabe der *Obras poéticas I*, S. 17 ff. und 422 ff.

² *Obras poéticas II*, Ed. Llobera, S. 411 ff.

sein eigenes Gedicht mit seiner Nachdichtung der Epode und mit deren lateinischem Urtext, so kann man nicht umhin zu bemerken, daß Horaz mit einiger Ironie den Wunschtraum eines Bankiers, der als Gutsbesitzer auf dem Lande leben möchte, besingt, in dessen Luis nichts anderes begehrt als Ruhe und Freiheit des Gemütes von weltlichen Geschäften, um nur noch als Sänger und Harfner sich zu betätigen.

Geborgenheit

Wie sanft vergeht die Zeit
dem stillen Sinn, der das Getümmel meidet
und in Verborgenheit
den schmalen Pfad beschreitet,
von wenigen alten Weisen zubereitet.

Er kann mit Gleichmut sehn,
wie sich in Pracht die stolzen Herrn entfalten,
wie Jaspis-Säulen stehn,
das goldne Dach zu halten
am Bau, den maurische Künstler ausgestalten.

Ihm ist es einerlei,
wie laut, wie weit gerühmt sein Name klingt,
wie hoch durch Schmeichelei
man eine Meinung bringt,
die vor dem Spruch der Wahrheit schnöd versinkt.

Erhöht sich mein Behagen,
wenn man mit Fingern mich dem eiteln Haufen
bezeichnet? soll ich jagen
den Wind, soll keuchen, laufen,
voll Lebensangst in Todesnöten schnaufen?

Mein Berg, mein Quell, mein Bach!
In traute Sicherheit
aus Schiffbruchs Not und Ach
flieh ich zu euch, befreit
von dieses Meeres wildem Wellenstreit.

Nach ungestörten Nächten
will ich die Tage frei und heiter leben,
will ferne sein den Knechten
und nicht vor Herrn erbeben,
die durch Geburt und Geld sich überheben.

Ich will an Vogelstimmen
mit frischen ungekünstelten Gesängen
erwachen, nicht an schlimmen
Besorgnissen, die drängen,
wenn immer wir an fremder Willkür hängen.

Daß ich mir selbst gehöre
und, was der Himmel schenkt, für mich gewinne
und mich kein Zeuge störe
und Eifersucht und Minne
und Haß und Furcht und Hoffnung mir zerinne.

Von meiner Hand gepflegt,
liegt mir, dem Berghang angeschmiegt, ein Garten.
Wenn sich der Frühling regt,
verschönt er sich im zarten
Erbblühen und läßt gute Frucht erwarten.

Neugierig, um nur schnelle
den Blütenschmuck zu sehn und zu begießen,
läßt eine klare Quelle
vom luftigen Bergesriesen
herunter sich bis zu dem Gärtchen fließen;

Sodann in ruhigem Gang
durchwandelt zwischen Bäumen sie den Grund,
und ihren Lauf entlang
ergrünt die Wiese und
von mannigfaltigen Blumen wird sie bunt.

Die Lüfte wehn und bringen
wohl tausend Wohlgerüche zum Berauschen,
der Bäume Wipfel schwingen
so sanft. Ihnen zu lauschen! –
für Gold und Zepter möcht ich's nicht vertauschen!

Was soll mir Geld und Gut,
 auf schwankem Holz den Wassern preisgegeben?
 Ich mag die Tränenflut,
 den Jammer nicht erleben,
 wenn Nord und Süd zum Wettkampf sich erheben.

Vom Sturm geschüttelt, kracht
 die Segelstange, und der Sonnenschein
 erblindet. Tag wird Nacht.
 Es gellt ein wirres Schrein
 zum Himmel. Ozean schlürft alles ein. –

Ein kleiner Tisch, nur schlicht
 und friedlich dargebracht, soll mir genügen.
 Mag sich am Prunkgericht,
 an goldgetriebnen Krügen,
 wer furchtlos über Meere fährt, vergnügen.

Indes die andern jammern,
 in unstillbarem Durste hitzig drängen,
 sich an Gefahren klammern,
 am Ehrgeiz sich versengen,
 laßt mich im Schatten schwelgen in Gesängen!

Im Schatten laßt mich liegen
 mit Efeu mich und ewigem Lorbeer krönen,
 dem Saitenspiel mich schmiegen,
 daß sich zu holdem Tönen
 Gesang und Zither kunstgerecht versöhnen.

Kein Zweifel, daß aus Horaz, Vergil, Lucrez, aus Garcilaso de la Vega's zweiter Ekloge, aus epikureischen und pastoralen Idyllen der Antike und des Humanismus einige weltliche Klänge in das vielbewunderte Gedicht hereinspielen. Aber solange wir auf literarische Quellen und Nebentöne lauschen, werden wir den Grundton nicht hören, der aus der Eigenart und Innerlichkeit des Ganzen aufsteigt. Es ist der alte religiöse Ton der Sehnsucht, es ist der biblische und christliche Gesang des frommen Augustiners zum klassischen Saitenspiel. Hat man ihn erfaßt, so erkennt man bald auch in der landschaftlichen Umgebung

die klösterlich-ländliche Szenerie am Tormes wieder, wo die Gespräche über die Namen Christi geführt wurden. Von der Anlehnung an das „Beatus ille“ bleibt sonach kaum noch der äußere Schein übrig, der wie eine freundliche Umhüllung und Verzögerung des religiösen Motivs wirkt. Die nackte schroffe Abkehr von der Welt hätte unfreundlich angemutet.

Weniger persönlich und daher weniger lyrisch spricht das religiöse Gefühl in der Ode, die Luis zum Feste Allerheiligen im Inquisitionsgefängnis gedichtet hat: „Qué santo o qué gloriosa virtud.“ Hier allerdings ist die Anlehnung an das Schema der 12. Ode des ersten Buches von Horaz bzw. an die Siegeslieder des Pindar mehr als nur scheinhaft: wesentlich. Hier hat man daher nicht mit einer lyrischen Dichtung zu tun, sondern mit einer kunstvollen Umstilisierung heidnischen Kultgesanges ins Christliche, „en la cristiana lira“. Wenn Horaz mit dreifacher Pindarischer Frage anhebt:

Quem virum aut heroa lyra vel acri
tibia sumis celebrare, Clio?

Welchen Helden oder auch Heros singst du,
ob zur neckischen Flöte, zur Leier, Klio?
welchen Gott, wes Name erschallt zurück vom
neckischen Echo . . . ?¹

so folgt ihm der christliche Künstler Schritt für Schritt.

¿Qué Santo o qué gloriosa
virtud, qué deidad que el cielo admira,
oh Musa poderosa
en la cristiana lira,
diremos . . . ?

Jeder, der einigermaßen philologisch geschult ist, kann durch Vergleiche der christlichen Ode mit der römischen das bewundernswert sichere Stilgefühl des Bruders Luisius nachprüfen und die feine Wendung beobachten, mit der er die Verherrlichung und Anrufung des Heilands, der Jungfrau Maria, des

¹ Die Gedichte des Horaz übertragen und mit dem lateinischen Text herausgegeben von Rudolf Helm, Stuttgart, A. Kröner, 1938, S. 11.

Erzengels Michael und seines eigenen Schutzengels und der Heiligen Petrus, Paulus, Magdalena, Catarina, Augustinus, Hieronymus, Ambrosius, Chrysostomus, Basilius, Franciscus und Antonius Eremita überleitet in ein allgemeines und schließlich ganz persönliches Stoßgebet um Hilfe. Langsam biegt er ab von dem Geleise, das Horaz zur Verherrlichung von Roms Göttern und Helden angelegt hatte und in eine Huldigung an Caesar Augustus auslaufen ließ. Schwerlich wäre die virtuose Umlenkung vom politischen, höfischen, heidnischen Fest-Carmen her in die kirchliche, christliche, herzliche Innigkeit des Gebetes so elegant und ohne parodistisch zu wirken, gelungen, wenn das religiöse Gefühl nicht so naiv und unbeirrt dem Dichter seinen Heimweg gewiesen hätte. Geschmack und literarische Bildung allein hätten dazu nicht ausgereicht.

Angesichts einer so bewußten Nachahmung und Umarbeitung darf man sich wohl fragen, ob der Ausdruck „en la cristiana lira“, der in der Eingangsstrophe dem lateinischen „Lyra, vel acri tibia“ gegenübergestellt wird, nicht doch einigen Aufschluß über die Vorliebe unseres Dichters für die Strophenform der Lira gewähren kann. Kein anderer spanischer Lyriker hat dieses Metrum (7 a, 11 b, 7 a, 7 b, 11 b) so häufig, so natürlich und meisterhaft gehandhabt. Man nimmt an, er habe es von Garcilaso de la Vega übernommen, der es als Erster in seiner berühmten Canción quinta „Si de mi baja lira“ verwendet und aus Bernardo Tasso's italienischen „Rime“ entlehnt hatte.¹ Jedenfalls geht der Name Lira auf diese Kanzone zurück; doch erscheint es mir nicht unwahrscheinlich, daß Luis de León auch aus eigener Anschauung die Versuche des Bernardo Tasso kennen lernte. Denn nicht nur die griechisch-lateinischen Metra der Horazischen Oden, sondern auch den freien Parallelismus im Rhythmus der biblischen Psalmen bemühte sich der Vater Torquato Tasso's durch frei gereimte Strophen von fünf, gelegentlich auch sechs und mehr Elf- und Siebensilblern wiederzugeben. In der Quaresima des Jahres 1557 dichtete Bernardo dreißig Bußpsalmen, die er der Herzogin von Savoyen, Margarete von Valois, widmete

¹ Garcilaso, Obras ed. Navarro Tomás, Clásicos cast., 3. Bd., 1911, S. 193 und Rime di Bernardo Tasso, Vinegia 1560; ich benütze die Ausgabe Bergamo 1749, 2. Bd.

– „queste poche ode sacre o Salmi, che li vogliamo nominare“. Sie sind in denselben metrischen und stilistischen Formen gehalten wie seine schon mehrere Jahre vorher entstandenen „Ode alla Oraziana“. „Nach Horaz“, schreibt er in einem Brief an Girolamo dalla Rovere vom 26. Oktober 1533,¹ „will ich sie benennen, nicht mit Rücksicht auf das Versmaß, welches unsere Sprache wiederzugeben nicht gestattet, sondern mit Rücksicht auf das Künstlerische im Übrigen. So greife ich z. B. manchmal mit einer langen Periode von einer Strophe hinüber in die andere, und manchmal halte ich den Satz ganz kurz, wie es mir eben gefällt. Manchmal erfülle ich die Konstruktion nach horazischer Art mit einer glänzenden Dunkelheit (d'una lucida oscurità), andere Male verlasse ich mittels einer Abschweifung den Hauptgegenstand und kehre dann zurück, oder ich schließe gar nach dem Vorbild der großen Lyriker mitten in der Abschweifung selbst“. Bei Garcilaso konnte Luis nur ein einziges Beispiel in Lira-Strophe nach dem obigen Schema kennen lernen: nämlich die frostige, höchst künstliche gelehrte, galante Canción quinta „Flor de Gnido“, die der Dichter im Namen seines Freundes Mario Galeota an eine spröde Schönheit richtet.² Und ein derartiges Kunststück sollte ihn stärker beeindruckt haben als etwa die folgenden Strophen, die ich aus Bernardo Tassos reichem Vorrat ähnlicher Hymnen, Oden und Psalmen auswähle?

Sin a quando, Signore, questa sviata
 anima senza luce
 seguirà il senso, con lena affanata,
 che quasi infido duce
 a periglioso passo la conduce? (Nr. II)

Dammi tanta fortezza
 che della rea Fortuna oltraggi e torti
 soffrendo, in pace io porti;
 ed a quest' alma avvezza
 a gustar ad ogn'or l'empia dolcezza

¹ Delle lettere di M. Bernardo Tasso, 2. Bd., Padova 1733, S. 125.

² Wenn Menéndez y Plelayo, Horacio en España, 2. Bd., 1. Kap., La Flor de Gnido als ein tadellos und planmäßig durchgeführtes Meisterstück preist, so mag er vom technischen Standpunkt der Horaz-Nachahmung aus recht

Delle gioie mortali,
 dà a ber di quel tuo vivo alto torrente
 che rende ebbra la mente
 delle cose immortali,
 onde poi sprezzi quest' umane frali.

Sollewa il mio pensiero
 col tuo favor da queste cure umane!
 Dalle speranze vane
 del mondo, onde leggiero
 e scarco, quasi alato e bel corriero,

M'innalzi del tuo Monte
 al giogo lieto: ove giammai non verna,
 ove verde ed eterna
 primavera la fronte
 d'altre vaghezze, e qui fra noi non conte

Gli orna; e lungo i ruscelli,
 che corron acqua di diletto viva;
 sopra la verde riva
 c'ha di gemme i capelli,
 si cibi anch'ei fra gli Angeli più belli

Alla divina mensa (Nr. IX)

Misero, chi m'aïta
 in sì crudel tempesta
 di duol, che mi molesta
 questa noiosa vita
 se non tu, Dio, che sei pietà infinita? (Nr. XXII)

Nicht daß durch derartige Proben eine wesentliche Wirkung Bernardos auf Bruder Luis erwiesen werden könnte oder sollte. Ist uns doch, als klänge Bernardo viel eher an Luisius an, als dieser an Bernardo, der um ein ganzes Menschenalter früher zur Welt kam (1493). Dieser merkwürdige Eindruck entsteht wohl dadurch, daß Bernardo Tasso ein schmiegsamer und erfinderischer Künstler war, aber keinen eigenen Herzenston besaß.

behalten – und doch, wie viel leichter und anmutiger daneben die horazische Ode I, 8, die zum Teile wenigstens als Vorbild gedient hat.

Er konnte wohl Anregungen geben und eine „Lira“ weiterreichen, nur eben keine Lyrik.

Luisius aber bewahrt selbst einem so großen Lyriker wie Petrarca gegenüber seine eigene Art und sogar dort, wo er es gewiß nicht beabsichtigt, in seiner aus Kerkernot hervorgegangenen Gebetskanzone an die heilige Jungfrau: „Virgen, que el sol más pura“, die sich ohne weiteres als eine Nachbildung der berühmten Schlußkanzone in Petrarcas Canzoniere zu erkennen gibt: Vergine bella, che di sol vestita. Es war ein alter, wohl auf Bernhard von Clairvaux zurückgehender Gebrauch, Loblieder, Huldigungen und Gebete in kunstvollen Versen mit reichen Reimen und Binnenreimen an die Mutter Gottes zu richten, zuerst in lateinischer, sodann, als der Minnesang, die Meisterschulen und religiösen Gesangsvereine aufkamen, in den Landessprachen. Kirchliche und weltliche Formen vermischten sich hier;¹ und Petrarca krönt eine lange Überlieferung geistlicher und minniglicher Kunstübungen, wenn er die Sammlung seiner Laura-Gedichte abschließt und überhöht durch einen Gesang der Reue, Zerknirschung, Bitte und Huldigung an die Jungfrau Maria. Ein schwacher Mensch und großer Künstler verschönt in dieser Prunkkanzone sozusagen zum letztenmal seine selbstquälerische Hilflosigkeit und möchte, nachdem die sinnlich-übersinnliche Traumliebe zu Laura ihm keinen Frieden brachte, es nun mit noch höheren Huldigungen in marianischem Frauendienst versuchen. Mit einem so glänzenden und unschlichten Meisterstück zu wetteifern, war verführerisch und gefährlich. – Wie weit aber Bruder Luis vom Ehrgeiz des Wetteiferns entfernt ist, ersieht man daraus, daß er sein Vorbild absichtlich unterbietet. Er versagt sich den wirkungsvollen Binnenreim im Schlußvers jeder Strophe und verringert die Zahl der Strophen von zehn auf neun, und der Verse in jeder Strophe von dreizehn auf elf, und der höchsten Reimhäufigkeit von vier auf drei. Er macht es sich leichter, behält aber die typische Anlage des Ganzen bei, so daß jeder Sachverständige erkennen muß, wie er mit bescheideneren Mitteln und Anforderungen gleichsam als Schüler oder jüngerer Bruder dem großen Meister nachzutreten versucht.

¹ Siehe A. Jeanroy, *La poésie lyrique des troubadours*, 2. Band, Toulouse-Paris 1934, S. 310 ff.

Eine berechnete und falsche Bescheidenheit liegt dennoch nicht vor; denn im Gebet und im Angesicht der Gottheit kommt es nicht auf den Wortschmuck des Gläubigen, noch auf sein Künstlertum an, sondern auf die Not und Echtheit seines Herzens. Wenn wir auf diesen Punkt, also auf das religiöse Motiv, das Augenmerk richten, so werden wir, wie ich hoffe, ohne weitere Anleitung und Beweisführung die starke und schlichte Sprache des spanischen Gedichtes und den weiten Abstand von der des italienischen verstehen. Nicht um ein Mehr oder Weniger des Könnens noch des Gefühles handelt es sich, auch nicht um Überlegenheit des einen im Vergleich zum andern, sondern um zwei verschiedene, nur in sich selbst gegründete Eigenarten, die einander desto weniger ähneln, je näher man sie betrachtet: etwa so wie ein Adler neben einer Taube nun erst recht als Adler erkennbar wird.

Da das religiöse Gefühl in den hervorragendsten Oden unseres Dichters so stark persönliche Tönungen hat, ist es nur natürlich, daß auch die überpersönlichen Angelegenheiten der Kirche und der Nation in seinem Gemüt und in seiner Phantasie einen religiösen Glanz oder gar Schauer gewinnen und nicht etwa nachträglich geheiligt werden, sondern von Anfang an auf frommem Grund in seinem Herzen keimen.

Ein festlich frommer Strahlenglanz umschwirrt in der großen Ode „Las selvas conmoviera“ die Gestalt des spanischen Nationalheiligen und ersten Märtyrers, des Apostels Jakobus, der als Santiago den Glaubenskämpfen der Spanier siegreich voranschreitet und dessen Grab in Compostela die ganze nach Westen pilgernde Christenheit anzieht. Mit ziemlicher Sicherheit gibt sich die Ode A Santiago als eine frühe Arbeit zu erkennen. Schon Menéndez y Pelayo bemerkte, daß gewisse klassische Reminiszenzen wie die aus der Äneis X herbeigeschwommenen Nymphen oder Nereustöchter bei der Überführung des heiligen Leichnams von Palästina nach Spanien doch wohl nicht recht am Platze sind. Auch die starken Schwankungen in der Überlieferung des Textes lassen eine noch nicht ganz sichere Künstlerhand vermuten. Diese und ähnliche Mängel könnten freilich auch auf eine späte Entstehung, ein Alterswerk schließen lassen. Wenn man bedenkt, wie in den Jahren des beginnenden Barock,

um 1600, die Meerfahrt des heiligen Raymundus von Peñafort durch Pedro Espinosa mit einem wimmelnden Aufgebot von antiken Meergottheiten dargestellt wird,¹ und wenn man erwägt, daß stilistische Unsicherheiten, die man der Jugend gerne zugute hält, im Greisenalter wieder auftreten und verzeihlich werden, so kann man sich beinahe versucht fühlen, die Santiago-Ode an das Ende statt an den Anfang von Luisius' künstlerischer Laufbahn zu setzen. Eine Tatsache freilich, sofern wir sie richtig beobachtet haben, spricht dagegen: die Teilnahme am Empfinden der nationalen Gemeinschaft verliert bei Luis im reiferen Alter ihre jugendliche Unmittelbarkeit in dem Maße wie sein religiöses Gefühl ihn innerlicher und einsam werden läßt. Die fünf Jahre Haft in Valladolid haben die Sammlung und Besinnung seiner Persönlichkeit auf die eigensten und universalen Werte so entscheidend gefördert, daß wir uns kaum vorstellen können, er habe nachher noch Lust gehabt, Verse wie die folgenden auf Spaniens Apostel zu schreiben:

Como león hambriento
sigue, teñida en sangre espada y mano,
de más sangre sediento,
al Moro que huye en vano;
de muertos queda lleno el monte, el llano.

Mit gierigem Löwenmut
schwingend in blutiger Faust den blutigen Stahl,
dürstend nach Maurenblut
bedeckt er Berg und Tal
mit Leichen von Verfolgten ohne Zahl.

Demnach kann dieses glaubenskämpferische und vaterländische Heldenlied nach 1572 kaum mehr entstanden sein.

Mit seiner Ode „Folgaba el rey Rodrigo“ (Weissagung des Flußgeistes Tajo) ist Bruder Luis noch tiefer in den Wald der vaterländischen Sagenwelt eingedrungen. Die Sage vom letzten

¹ Obras de Pedro Espinosa, ed. Fr. Rodríguez Marín, Madrid 1909, S. 22–25. Vgl. auch K. Vossler, Poesie der Einsamkeit in Spanien, München 1940, S. 251 ff.

Westgotenkönig Roderich, dessen unbeherrschtes Gelüste nach der schönen Tochter des Grafen Juliano den Untergang des Gotenreiches und die Überschwemmung Spaniens durch die aus Afrika herüberflutenden Mauren verschuldet haben soll, ist unter dem Eindruck der schrecklichen Ereignisse der Jahre 710 und 711 und deren fortwirkenden Folgen entstanden. Die Erinnerungen und Phantasien der betroffenen Völker, Germanen, Romanen und Araber, mohammedanische und christliche Chronisten und Dichter haben unermüdlich und mannigfaltig daran gesponnen. Durch zwölf Jahrhunderte und durch das gelehrte prosaische, das dichterische und volkstümliche Schrifttum der europäischen und amerikanischen Kulturvölker hin verteilen sich die verschiedenartigsten Behandlungen dieser weltgeschichtlichen Sage. In drei Bänden hat Ramón Menéndez Pidal sie zusammengeordnet und durch Erläuterungen und Proben charakterisiert.¹

Über die Art, wie es kam, daß ein Dichter wie Luis de León von diesem Thema ergriffen wurde, schreibt Menéndez Pidal im zweiten Band seines Werkes: „Während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die Rodrigo-Sage hauptsächlich durch die Romanzendichtung lebendig erhalten, obschon in dem liturgischen Schauspiel, das der Baccalaureus Bartolomé Palau um 1530 zu Ehren der heiligen Orosia, der Gattin des letzten Westgotenkönigs, verfaßte, keinerlei Einfluß der Romanzen zu bemerken ist. Und auch auf die große neue Dichtung, die Ode, in der Bruder Luis de León nach 1550 die verhängnisvolle Buhlschaft des letzten Goten behandelte, haben die Romanzen nicht gewirkt: denn die lyrischen Elemente der Sage wurden von der Romanzen-Dichtung erst gegen Ende des Jahrhunderts stärker herausgearbeitet, und den eigentlichen lyrischen Impuls empfing Bruder Luis von einer anderen Seite.“ – Immerhin könnte, wie mir scheint, die berühmte Romanze von Rodrigo's Traum und Fortunas Weissagung

¹ Floresta de leyendas heroicas españolas, compilada por R. Men. Pidal: Rodrigo, el último Godo, Madrid, Clásicos cast., 62., 71. und 84. Bd., 1925, 1926, 1928. Derselbe Gelehrte hat außerdem die wichtigsten spanischen Romanzen (Los Romances de la destrucción de España) über den König Rodrigo einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht in der Parte primera seines schmucken Bändchens Flor nueva de romances viejos, Madrid 1928, S. 53–68.

Los vientos eran contrarios,
la luna era crecida¹

unserem Dichter sehr wohl bekannt und eindrucksvoll geworden sein, sei es, daß er sie auf der Straße gehört hatte, denn sie war schon im Jahr 1512 populär, sei es, daß sie ihm gedruckt zu Händen kam. – „Seit lange schon herrschte“, schreibt Menéndez Pidal weiter, „bei den Humanisten der Renaissance die Neigung, den welthistorischen, durch die Liebschaft mit der schönen Cava herbeigeführten Zusammenbruch mit dem durch den Raub der Helena verursachten Untergang Trojas zu vergleichen. Diesen Vergleich hat schon im 15. Jahrhundert Juan de Lucena im Tischgespräch mit dem Marqués des Santillana (*Libri de vida beata* 1463) angestellt und ebenso Rodrigo Sánchez de Arévalo in seiner dem König Heinrich IV. von Kastilien gewidmeten *Historia Hispanica* (Rom 1470). In seiner Begeisterung für Horaz verdichtete und gründete Bruder Luis diesen Vergleich auf die von dem Meeresherrn Nereus ausgesprochene Weissagung der Zerstörung Trojas, wie Horaz sie in seiner fünfzehnten Ode des ersten Buches vernehmen läßt. Gerade weil Luisius so ursprünglich und innig horazisch ist, schließt er sich in den Einzelheiten nur wenig an sein Vorbild an. Nur die allgemeine Form der Weissagung und einige Ausdrücke, deren er sich ungefähr erinnerte, hat er von ihm entlehnt. Eine einzige Stelle hat es ihm wirklich angetan:

eheu, quantus equis, quantus adest viris
sudor

Ay! quanto de fatiga!

ay! quanto de sudor está presente

Im übrigen ließ unser Dichter die Bilder sich frei in seiner Phantasie gestalten und versenkte sich schauend in das Gewimmel der Sarazenen, wie sie sich einschiffen und wie ihre endlose Flotte die Meerenge von Gades durchquert und Neptun mit scharfem Dreizack ihnen den Weg durch die Wellen bahnt. Der rhythmische Zauber der Sprache und ihre natürliche und schlichte

¹ Nr. 602 im *Romancero general* von Agustín Durán I. *Bibl. aut esp.*, 10. Bd., bzw. Nr. 5 in der oben erwähnten *Flor nueva*, sowie bei G. M. Bertini, *Fiore di romanze spagnole*, Modena 1939, S. 48 f.

Anmut lassen in unserem Gedächtnis diese Verse wurzeln und wachsen, so daß wir gar manche Wendung daraus zu wiederholen lieben, als wären es Sprichwörter.

Es könnte wohl sein, daß Bruder Luis diese Ode hinwandelnd am Ufer des Tajo gedichtet hätte, etwa nachdem er die Ruinen des Badehauses der Cava betrachtet hatte. In diesem Fall wäre die Ode 1551 oder 1552 entstanden, als er sich in Toledo zum Studium aufhielt; und so wäre sie eine seiner frühesten Dichtungen, denn er stand damals ungefähr im dreiundzwanzigsten Lebensjahr.¹

Wenn diese Vermutung, die von manchem Biographen und Kenner unseres Dichters geteilt wird, zurecht besteht, dann wird man beinahe gezwungen, die stilistisch sehr viel weniger reine Santiago-Ode noch früher anzusetzen als die meisterhaft vollendete Rodrigo-Ode. Zum Glück ist Luis noch ein zweites Mal in Toledo gewesen, 1584; jedoch findet sich die Rodrigo-Ode schon in einer Handschrift des Jahres 1583, und wir müssen daher zu der Möglichkeit unsere Zuflucht nehmen, daß der Untergang des Westgotenreiches und das Unglück des christlichen Spaniens auch anderswo besungen werden konnte als dort, wo es seinen Anfang genommen haben soll, in Toledo.

Wir müssen noch einmal dem großen Kenner der spanischen Sagedichtung das Wort lassen. Menéndez Pidal fährt fort: „Einige Jahre nach Luis de León wollte der sevillanische Presbyter Francisco de Medrano die genannte Ode des Horaz ebenfalls mit Anwendung auf den König Rodrigo nachbilden.² Dabei beabsichtigte er offenbar, die große Freiheit, die er an seinem kastilischen Vorgänger bemerkte, zu mäßigen. Schritt vor Schritt wiederholt Medrano die Weissagung des Nereus, als ob er dartun wollte, wie glatt sie sich umsetzen und in die spanische Sage einfügen läßt. Helena wird nun zur Cava, Ulixes, der Sohn des Laertes, wird durch Tarif, Nestor durch Muza ersetzt und Diomedes durch den Grafen Julián. Sogar die weibische Weichlichkeit des Paris wird blindlings auf den Gotenkönig übertragen, was, wie man sich denken kann, dem Bruder Luis zuwider

¹ A. a. O., 2. Bd., S. 44 ff.

² Medrano's Ode beginnt: *Rendido el postrer Godo*. Der Text wird von Menéndez Pidal a. a. O., 2. Bd., S. 206 mitgeteilt. Man findet ihn auch *Bibl. aut. esp.*, 32. Bd., S. 357, Oda XXXII.

sein mußte. In Medranos Prophezeiung wird der nur in der Handhabung des reinlichen Kammes und der Wohlgerüche geübte Germanenkönig vor den Mauren davonlaufen wie ein Hirsch!

Keinerlei Ursprünglichkeit ist in diesem Gedicht. Das Ganze wirkt steif und kalt auch dort noch, wo der Poet ein einziges Mal sich von Horaz zu entfernen unternimmt, um die Liebesleidenschaft des Königs zu veranschaulichen. Für die Vergewaltigung der spröden Schönen durch Rodrigo findet er nichts Besseres als die dunkeln und dürrn Worte:

y él, ay, pasó adelante!¹ –

In gewissen Sinn steht zweifellos die freie und schwungvolle Sprache in der Ode des Augustinermönches dem Horatius näher als der gelehrte und schüchterne Medrano. Und doch ist es nicht die Stimme des urbanen, immer ein wenig ironischen Horaz, die in der Weissagung des Tajo anklingt, schon eher die eines altbiblischen Propheten. Die Größe des historischen Gemäldes kommt aber nicht nur aus der rednerischen Erregung des Sehers, sondern aus einem innigen religiösen Gefühl und aus dem Gegensatz zu der menschlichen Verblendung und Befangenheit in der Lust des Weltgetriebes. Auch hier ist der Glaube des Mönches zu spüren, dem Sinnenlust, Kampf und Ungemach als Fluch und Erbteil der Erde gelten. Für die namenlose Qual des Krieges und die trostlose Weite der spanischen Schlachtfelder findet er Verse, die seelisch gewiß nicht mehr mit Horaz zusammenhängen.

Llamas, dolores guerras . . .
a tí y a tus vasallos naturales . . .
a toda la espaciosa y triste España.

Da das christliche Gemüt des Bruders Luis die Tonart seiner vaterländischen und nationalen Lyrik so entscheidend bestimmt, ist zu erwarten, daß auch in seinen persönlichen und moralischen Oden der religiöse Grundton sich durchsetzt. Freilich, von gewissen Oden, die nur eine gelegentliche Huldigung an hochmögende Persönlichkeiten, wenn auch mit beträchtlicher Kunstfertigkeit vorbringen, müssen wir absehen. Dahin gehört die

¹ a. a. O. S. 47.

höfisch tadellose, stilistisch viel bewunderte, aber dichterisch unbedeutende Glückwunsch-Ode zu der Geburt eines Töchterchens im Hause des Markgrafen von Alcañices am 11. Januar 1569 (*Inspira nuevo canto*). Dahin gehören auch mindestens zwei der an Portocarrero gerichteten Oden. Die eine verherrlicht die Tüchtigkeit dieses Herrn als Regenten von Galicia (1571–80) „*Virtud hija del cielo*“. Die andere, etwas früher entstandene „*La cana y alta cumbre*“, feiert den in den Kämpfen gegen die Moriscos im Gebirge bei Granada bewiesenen Heldenmut von Pedros Bruder, Alfonso Portocarrero, der in dem Gefecht bei Poqueira im Januar 1569 verwundet worden war; und zugleich beklagt der Dichter die Abwesenheit des geistlichen Herrn Pedro, der sorgenvoll an der Seite Alfonsos weilt. – Erst nach siegreich überstandem Inquisitionsverfahren, in der dritten Ode, „*No siempre es poderosa*“ wagt sich Luis mit eigenen Angelegenheiten und Gefühlen an seinen Gönner heran.¹ Wir haben das heitere Gedicht schon kennen gelernt (oben Seite 22 f.). Beachtet man die offensichtlichen Beziehungen und Anspielungen auf die berühmte vierte Römer-Ode des Horaz (III, 4), die unser Luis mit Fleiß und Andacht wenn auch nicht immer mit Glück wohl schon zuvor übersetzt hatte,² so gewahrt man, wieviel ernster und tiefer doch in dem christlichen Dichter die Zuversicht gegründet ist, und wieviel leichter daher für ihn das Persönliche sich mit dem Sachlichen verbindet.

Ein unverfälscht Gemüt
kann nie und nimmer zu besiegen sein,
und wo die Unschuld blüht
und wo der Glaube richtig ist und rein,
dringt keine Bosheit ein . . .

In der Tat, nur diese Zuversicht vermag den religiösen Hang zu beruhigen und den beharrlichen Widerstand hienieden zu stärken.

Käme nicht die sittliche Kraft hinzu, die bis zum stoischen Trotz sich verhärten kann, so würde die Lyrik unseres Dichters

¹ W. J. Entwistle, *Fray Luis de León's life in his lyrics*, in der *Revue hisp.*, 71. Bd., 1927, möchte freilich auch diese Ode auf einen Sieg Portocarreros, nämlich auf seinen Wahlsieg für die galicische Regentschaft im Jahr 1571 beziehen, hat aber mit dieser Deutung keinen Anklang gefunden.

² *Obras poéticas*, ed. Llobera, 2. Bd., S. 357 ff.

sich ins Mystische verflüchtigen. „Beschränkung und Beharrlichkeit“ möchten wir die mannhafte, an Felipe Ruiz gerichtete Ode „Qué vale cuanto vee“ betiteln, auf die wir schon oben (Seite 24) gelegentlich des horazischen Sinnbildes der Steineiche unter dem Beile hingewiesen haben, dem Wahrzeichen, das Luis sich ganz zu eigen machte. So mag das Gedicht nun hier seinen Platz finden. Den Umständen nach, aus denen es hervorging, dürfte es um 1577 geschrieben sein.

Beschränkung und Beharrlichkeit

Was heller Sonnenblitz
in Ost und Westen früh und spät verklärt,
indianischer Besitz,
vom Morgenland beschert,
und was man sonst begehrt, was ist's schon wert?

Bemüht sich Einer arg
auf daß sein reicher Erbe sich vergnüge,
lebt hart mit sich und karg,
dem Gelde nur gefüge
und tut Gewalt sich an, Unheil und Lüge.

Ein Andrer, ganz erpicht
auf Herrlichkeit, erniedrigt sich mit Fleiß,
er diener, schämt sich nicht,
bis er sich oben weiß,
und gibt dem Rang zuliebe Freiheit preis.

Ein Anderer, gebannt
durch blaue Augen unter goldnem Haar,
erkauft sich schalen Tand
mit tausend Mühen gar:
für kurze Lust ein endlos Weinen war.

Wohl dem, der sich beschränkt,
mein Freund, und seines Lebens beste Lust
aus sich allein empfängt,
des Zufalls wohl bewußt,
erwartend das Geschenk der eignen Brust.

Sein stilles Antlitz bleibt
sich gleich am heitern Tag, und ob das Licht
ein Wolkensturm vertreibt,
ob Berges Spitze bricht
und auf ihn niederstürzt – ihn kümmert's nicht.

So steht die knorrige Eiche
auf felsiger Höh, zerspalten durch den Keil
der Axt, und nach dem Streiche
erwächst zu neuem Heil
sie stärker nur und mächtiger unterm Beil.

Sie wächst, willst du sie fällen,
gewaltiger als ehedem, und baß
im zähen Ringkampf schwellen
die Säfte ihr: bis daß
zu Boden sinkt, der sich des Siegs vermaß.

Erhaben und befreit
von launenhaften Glückes eitlen Gut,
gegen die Furcht gefeit
steht er mit stillem Mut
gegen des Zwingherrn Feuer, Schwert und Wut
und spricht zu ihm: „Zünd an
die Scheiter, schärf das Schwert, verfolge mich,
ergreife mich und dann
erfülle, sättige dich,
und deine blinde Gier beruhige sich!

Was zauderst du und schaust
wie ich die Brust dir biete, wehrlos, nackt?
Ob deine harte Faust
an dieses Herz sich wagt,
dem Himmel sich und Erde nicht versagt?

Noch tiefer mußt du schneiden
mit tollem Stahl, mußt hinterm Leben her
mußt nach den Eingeweiden
durchstoßen! – allzu schwer!
dein' plumpe Hand erhascht mich nimmermehr.

Du hast das Band gesprengt
 im Eifer mich zu foltern, hast im Wahn
 zur Höhe mich gedrängt
 die selige luftige Bahn:
 und Himmelspfade sind mir aufgetan.

Gewiß nicht auf das Gemüt, aber auf die Phantasie unseres Dichters, wenn er von seiner Klosterzelle aus das zeitgenössische Weltwesen betrachtete, müssen die überseeischen Unternehmungen und die aus Asien und Amerika hereinströmenden Reichtümer einen beunruhigenden Eindruck gemacht haben. Der neuen weltumsegelnden Unrast und Habsucht die antiken und christlichen Gedanken des Maßes und inneren Friedens in der Genügsamkeit entgegenzustellen, dies ist ihm nicht etwa nur eine Pflicht und moralische Genugtuung, es bereitet ihm auch eine echte Künstlerfreude. Daher gelingen ihm Verse wie die ebenfalls an Felipe Ruiz gerichtete Ode „Die Habsucht“, *En vano el mar fatiga*. Man liest sie noch heute mit Vergnügen; denn in den Schulgeschmack, der an Horaz erinnert, wehen indische Wohlgerüche und portugiesische Meerluft herein.

Auch die Ode, die einem habsüchtigen Richter ins Gewissen redet und ihm die Schrecken der Hölle und des Todes vormalt, zeigt ein ähnliches Verhältnis von sittlichem Ernst und phantastischer Freude. Sie ist ein kleines Kunstwerk ohne gleichen. Wirkt nicht das dreimal am Strophenanfang unkende „*aunque*“ allein schon wie ein Schreckruf, um böse Kinder und verstockte Menschen aufzurütteln? Und auf das dreifache „*aunque*“ die fünf- und sechsfachen „*no*“, „*jamás*“ und „*ni*“. Die Absicht, einem gierigen Bösewicht Angst zu machen, liegt auf der Hand und ist so kunstvoll durchgeführt, daß wir uns freuen und eines Lächelns kaum erwehren. Man hat auch hier auf horazische Oden, besonders auf II, 18 und III, 24 als Vorbilder hingewiesen. Was den künstlerischen Aufbau betrifft, dürfte aber die thematisch weit entfernte humoristische Klage des Horaz vor der Türe der Liebsten III, 10 dem Strafgesang unseres Dichters gegen den geizigen Tyrannen viel näher stehen. Davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man die Liebesklage an Lyce nicht

etwa nur im lateinischen Urtext, sondern in der reizenden Nachdichtung liest, die Luis in seiner Jugend verfertigt hatte.

Aunque de Scitia fueras,
y aunque más bravo fuera tu marido,
condolente debieras,
Lice . . .

Natürlich meinen wir nicht, daß Bruder Luis über den habgierigen Rechtsverdreher habe scherzen wollen. Der Gegenstand ist viel zu ernst, aber unwillkürlich entsteht eine gewisse Komik, wenn das schwere Geschäft der Seelsorge im klassischen Stil der Ode erfolgt, und die Verworfenheit des Sünders von der Heiterkeit des Künstlers beleuchtet erscheint.

Ähnlich und doch wieder anders liegen die Dinge in der Ode an die alternde Weltdame Elisa. Wer Elisa war, ob dem Gedicht ein bestimmter Anlaß zugrunde liegt, oder ob das Magdalenen-Motiv allein den Künstler bewog, ist kaum zu entscheiden. Doch will mir scheinen, daß hier die Seelsorge nicht ganz zu Dichtung geworden und daß der Priester dem Poeten nicht das ganze Feld hat überlassen wollen, nicht ganz hat überlassen können. Ich scheue mich, von diesem Stück eine Nachdichtung im Schmuck des Reimes zu versuchen, und teile es, so schlicht ich kann, in rhythmischer Prosa mit.

An Elisa

Dein köstlich Haar, Elisa
heller als Gold erstrahlte es, und schon
ist es vom Schnee gebleicht.
Oh, sagte ich dir nicht:
gib acht, Elisa, wie die Stunde flieht!

Die dir zu Diensten waren
und ewige Ergebenheit versprochen,
sie meiden undankbar
die Runzeln deiner Stirne,
den Anblick deines schwarz gewordenen Zahns.

Von der Vergangenheit,
von allen deinen Mühen, schau, was bleibt
dir Anderes als Weh
und Trübsinn und die Trauer
der Seele in des Lasters viehischem Dienst?

Hält dir dein Abgott jetzt,
für den du treulos wardst dem höchsten Gut,
die Treue auch, der Eitle,
durch den du leichthin töricht
das Kleinod deines Schoßes rauben liebest?

um den du schlaflos lagest
in Eifersucht und Fieber, immer nur
für ihn mit deinen Seufzern
dem Himmel lästig werdend
und ganz dein eigen Heil für ihn vergessend?

Und jetzt mit allem Glück,
das er dir nahm, entflieht der leichte Vogel
zu seiner Lida hin
und huldigt ihr, der Schmeichler.
Dich überläßt er deinem wilden Weh. –

Oh, wie viel besser hättest
die Himmelsgabe deiner Schönheit doch
unter dem heiligen Schleier
und rein von Erdenstaub
dem Herrn geweiht, dem sie allein gehöret.

Doch nie ist es zu spät
solang die himmlische Barmherzigkeit
den Tag uns dauern läßt.
Gar schnell kann ein ergriffenes
Gemüt in Weh und Unrast Ruhe finden.

Hat Magdalena doch,
das edle Weib, trotz Sünde und Verdammnis,
in einer kurzen Stunde,
ergriffen von der Liebe,
die Flammen ihres heißen Bluts gelöscht,

die Flammen schlechter Minne
in echter stärkerer Liebesglut erstickt
und hat ein Glück erreicht,
wie es dem stolzen Gaste
in seiner falschen Güte nicht vergönnt war.¹

Von Lieb und Weh geleitet,
wagt sie sich unters fremde Dach und tritt
als Unbekannte ein,
den Blick der Spötter achtet
die weise, die nach Leben dürstet, nicht.

Und wirft sich nieder zu
den heiligen ersehnten Füßen und
den Dienst, den selbstgefällig
das stolze Volk vergaß,
erweist sie Ihm mit Hand und Mund und Aug

und wäscht mit reichen Tränen
den Retter, der den Schandfleck von ihr nimmt,
und mit dem Gold des Hauptes
strahlt sie den Strahlenden
und gibt Zufriedenheit dem Herrn des Friedens

und spricht: „Mein einziger Trost
im tiefsten Elend du, mein Arznei
und Stärkung du im Siechtum
und allem Weh, oh neige
dein göttliches Erbarmen meinem Jammer.

Was kann ich schenken, wehe,
da alles mir verdarb. Die frechen Hände,
die Dich beleidigt haben,
und meine eiteln Augen
und die entweihten Lippen biet ich dir.

Zum Trotze Dir so eifrig
dereinst, und jetzt in deiner Fron, such ich

¹ Judas. Siehe Evang. Johannes 12, 4-6.

in meinem Elend Heil,
 das Feuer meiner Augen
 muß sirömend mir zur Doppelquelle werden,
 zum Bad für Deine Füße,
 mit meinen Haaren trock'n ich sie, mein Mund,
 der Qual und Launen spann,
 soll sie mit Küssen decken,
 und Dein sei, was mich schuldig werden ließ.

So bring ich Dir ein tödlich
 getroffen Wesen, wie man's eben bringt
 zum guten Arzt, auf daß
 sein Kunst sich dran erweise,
 und durch Jahrtausende sein Lob erschalle.

Im Thema, im Stil und wohl auch in der Entstehungszeit, etwa um 1570, diesem Stück am nächsten dürfen wir die Ode an Kérinthos stellen „No te engañe el dorado“. Auch hier ein unbekannter oder gar erfundener Adressat. Kérinthos ist eine griechische Namenbildung, die man wahrscheinlich als Freund der Bienen bzw. des Honigs, der Blüten und des Wachses zu deuten hat. Auch hier verbindet sich die seelsorgerische Warnung mit dichterischen Visionen, zwar nicht aus den Evangelien, sondern aus der Odyssee: Kirke und die Sirenen.

An Kérinthos

Laß nicht vom Gold des Bechers
 noch von dem Honigschmack an seinem Rande
 dich ködern, Kérinthos,
 daß du bis auf die Neige
 dir in das leichte Blut den Wermut giebest!

Gemach, die rasche Hand!
 Bedenk, dies Lilienweiß, dies Purpurrot,
 das dir den Sinn verzaubert,
 sobald du es berührst,
 ergreift's die Seele und vergiftet dich.

Zurück den Fuß! die Wiese
verbirgt in Blütenpracht und Augenlust
den Todfeind Schlange. Dort
wo's gar so lieblich lockt
ist lauernd dir die Schlinge schon gelegt.

Dein Frühling ist vorbei.
Die Zeit der Reife fordert Frucht und daß
du wahren Ruhm erringest.
Heraus aus Schmutz und Schlamm!
Auf festes trocknes Land setze den Fuß

und laß von Kirke nicht,
der trügerischen, dir das Herz gewinnen,
von ihrem Zaubergift
die Seele nicht verwandeln,
als neues Vieh in ihren Stall dich sperren!

Wer dort gefangen steckt,
und wenn kein Blick des Himmels ihn erleuchtet,
entgeht der Schmach nicht mehr:
ein Bärengrimm erfaßt ihn,
oder als Eber muß er schweinisch schnauben.

Auf Geistes Regsamkeit
verlaß dich nicht – denke an Salomon! –
noch helfen Körperkräfte –
ging Simson doch, der Starke,
elendiglich durch Weiberhand zugrund.

Dem edeln Griechen folge,
dem weisen, der die Rahe dorthin nicht,
wo tückisch die Sirene
ihn locken wollte, stellte.
Sein tausendjähriger Ruhm erzählt davon.

In holden Tönen klang
die Luft von ihrem Liede: „Neige doch
das windgetriebne Segel,
das über Meere zieht,
Odysseus du, der Griechen Götterlicht!

Leg an, gewähre Ruh
dem ewigen Sorgengeist und hör indessen
neue Geschichten an,
unzählige, die ich singe!
Ein jeder Schiffsmann pflegt es so zu halten.

Sie biegen alle ab
vom Kurs zu unsrer Himmelstimme her,
und haben sie ihr Herz
gesättigt am Gesang,
so kehren sie bereichert gerne heim.

Was alles in der Welt
vorkommt, wir wissen es, wir singen dir
den heiß entbrannten Krieg
um Troja, wie es fiel
unter der Griechen und der Götter Schlägen.“

So sang, grausam entbrannt,
die Falsche, doch der kluge Grieche sperrte
den Weg zum Ohr der Mannschaft
mit zartem Wachs und schnitt
die Zauberstimme für die Seinigen ab.

Und wenn sie dir sich zeigt,
sei weise, schließ die Augen und verstopfe,
wenn sie dich ruft, das Ohr;
und hält sie dich am Mantel,
entfliehe! Retten kann sich nur, wer flieht.

Ein voller lyrischer Klang erhebt sich erst dort wieder, wo der Dichter nicht nur Andere zu strafen, zu warnen und zu beraten sucht, sondern Hoffnungen und Nöte seines Herzens mitsprechen läßt. So in der schönen Herbst-Ode an Juan de Grial, mit der wir unseren Rundgang beschließen: „Recoge ya en el seno.“ Juan de Grial, Kanonikus von Calahorra, gehörte zu den humanistischen Studiengenossen unseres Dichters. Er schrieb lateinische Verse, erläuterte den Vergil, arbeitete an der Ausgabe der Werke des heiligen Isidorus, war ein Bewunderer von Luis'

Erklärung des Hohen Liedes,¹ ein Liebhaber gelehrter Gespräche über Stilfragen, antike und moderne Dichtungsformen und dergleichen, und ein frommer Freund der Einsamkeit.

Herbst-Ode

Zurück zum Erdengrund
neigt sich der Flor, versengt vom bösen Strahl,
was lieblich grün und bunt,
die Blätter werden fahl,
im grellen Licht die Wipfel stehen kahl.

Schon niedriger die Bahn
des Tags und kürzer seiner Stunden Lauf
und kärgerlicher ihr Plan.
Ein feuchter Süd spielt auf,
und dichte Wolken türmen sich zuhauf.

Und durch die Wolken schwingt
des Ibykus Kranich sich, des Rachesang
wie heisre Klage klingt.
Im Joch mit gleichem Gang
den Pflug die Ochsen ziehn das Feld entlang.

Jetzt ist es hohe Zeit
zum Studium, mein Freund. Den Berg hinan!
Denn zur Unsterblichkeit
auf heilige Höhe kann
mit müdem Atem kein erschöpfter Mann.

Schreit sicher aus und lang,
dem Gipfel zu, geh deinen Weg allein,
bewältige den Hang:
und dort, wo silberrein
die Quelle springt, wird dir Erquickung sein.

¹ Vgl. den Zensurvermerk und das Lobgedicht Grials, das der *Triples explanatio* in *Canticum canticorum* des Magisters Luisius vorgedruckt ist, *Opera* II, S. 6–8. Vgl. auch Luis' Widmung einer kleinen theologischen Schrift an Grial, *Opera* VII, S. 343–359, sowie die spielerische Nachbildung einer horazischen Ode (II, 12) *Al canto y lira mía*, mit der Luis in froher Jugendstimmung seinen Freund Grial erfreute und neckte. *Obras poéticas*, ed. Llobera II, S. 484 ff.

Vergiß und achte nicht
 des Schwarms, der Gold bestaunt, begehrlieh blind
 auf Glanz und Glück erpicht,
 die wie ein Hauch und Wind
 vorüberfahren eitel und geschwind.

Was Phoebus dir gewährt,
 das schreib, mein Freund, im Stil der alten Zeit,
 der besser sich bewährt
 als unsre Neuigkeit –
 doch hoffe weiter nicht auf mein Geleit.

Mich hat auf halbem Weg
 ein tückischer Sturm verräterisch gefällt,
 hinab vom hohen Steg
 ein Windstoß in die Tiefe mich geschnellt –
 mein Flug, mein liebes Saitenspiel zerschellt!

Die Entstehung des Gedichtes wird bald an den Anfang des Inquisitionsverfahrens, bald in die späteren Jahre des Verzichtes und der Entmutigung gelegt. Freilich kann die Stimmung eines Gedichtes kein brauchbares Merkzeichen für das Datum seiner Entstehung liefern. Wie vielerlei Stimmungen durchläuft ein gefühlvoller Mensch in vierundzwanzig Stunden! Es ist aber wenig wahrscheinlich, daß Luis in seinen letzten Lebensjahren noch Lust und Muse für eigene Dichtungen aufbrachte. Der Brief, mit dem er seine gesammelten Gedichte in Portocarreros Hand legt, spricht nicht dafür. Wohl aber könnte er mit poetischen Übertragungen, die er ja in jenem Widmungsschreiben besonders hervorhebt, bis an sein Lebensende sich noch beschäftigt haben.

Übersetzungen und Nachdichtungen

Für die Übersetzungskunst eines so persönlichen Dichters können natürlicherweise nur die Kinder der spanischen Sprache ein lebendiges Verständnis aufbringen. Für uns Deutsche hat die Eigenart des großen Spaniers so viel Neues, daß es uns wenig kümmert, wie er etwa die Georgica und die Eklogen des Vergil, die Oden des Horaz, Bruchstücke aus Euripides und Seneca und

einiges von Pindar, Tibull, Petrarca, Giovanni della Casa und Pietro Bembo in sein schönes Kastilisch übertrug. Auch was er an religiöser Poesie aus den Psalmen, dem Hohen Lied, dem Hiob nachdichtete, kann unmittelbare Bedeutung nur für Spanier beanspruchen. Ist es doch Aufgabe jeder modernen Kulturnation, daß sie die geistigen Werte der Bibel, der Antike und des Christentums durch das Organ ihrer Muttersprache in sich aufnehme, das heißt, daß sie mit eigenem Trinkgefäß aus den Urquellen schöpfe. Mit welchem Rechte auch dürften wir uns für zuständig halten, Übersetzungen von einer Fremdsprache in eine andere Fremdsprache zu beurteilen? Kurz, die Verdeutschungen den Deutschen und die Hispanisierungen den Spaniern! Nach den Zeugnissen und Urteilen spanischer Kenner des hebräischen, griechischen, lateinischen und italienischen Schrifttums, von Francisco Sánchez de las Brozas und Arias Montano bis Menéndez y Pelayo, Hermenegildo Torres und José Llobera darf es als ausgemacht gelten, daß in der Geschichte der spanischen Übersetzungskunst dem Meister Luis eine außergewöhnlich anregende Rolle zukommt. Im Übersetzen konnte man, ja kann man noch heute von ihm lernen, indes er als Dichter unnachahmlich bleibt.

Ein vorbildlicher Übersetzer war er vor allem dadurch, daß er nichts, das ihm nicht lag, verdolmetschte, nichts auf fremden Befehl, noch für Geld; nur aus innerem Drang, aus eigener Neigung oder etwa auf bescheidenen Wunsch eines hilfebedürftigen Gemütes, z. B. für die Nonne Isabel Osorio, bearbeitete er seine fremdsprachlichen Lieblingstexte. Für das Verständnis seines Charakters, Temperamentes und wohl auch seiner jeweiligen Stimmungen ist es daher aufschlußreich, die Wahl seiner Texte zu verfolgen. Leider bleibt die Entstehungszeit der meisten Übersetzungen unsicher, abgesehen vom Hohen Lied und vom Hiob. – Als schwankend und fließend erweist sich auch die Grenze zwischen Übersetzung und Nachdichtung, ja zwischen Nach- und Umdichtung. Einer so starken lyrischen Persönlichkeit kann es geschehen, daß sie, ohne es zu wollen oder auch nur zu merken, in den fremden Text ihre eigensten Gefühle und innigsten Lieblingstexte hineindeutet. Dadurch kann dort, wo eine Übersetzung oder wenigstens eine Nachdichtung beabsichtigt war, eine ganz neue und echt Leonische Poesie hervorbrechen.

Den Anlaß zu dem bedeutendsten und glücklichsten Fall dieser Art hat nach meiner Schätzung der Schluß des zweiten Chorliedes im Thyestes-Fragment des Seneca geliefert. Die lateinischen Verse lauten:

Stet quicumque volet potens
 aulae culmine lubrico:
 me dulcis saturet quies,
 obscuro positus loco
 leni perfruar otio.

Nullis nota Quiritibus
 aetas per tacitum fluat,
 sic cum transierint mei
 nullo cum strepitu dies,
 plebeius moriar senex.

Illi mors gravis incubat,
 qui notus nimis omnibus,
 ignotus moritur sibi.

Man höre nun die spanischen Terzinen unseres Fray Luis:

Esté quien se pagare poderoso
 de la corte en la cumbre deleznable;
 viva yo en mi sosiego y mi reposo.

De mí nunca se escriba ni se hable;
 mas en lugar humilde y olvidado
 goce del ocio manso y amigable.

No sepan si soy vivo, si finado,
 los nobles y los grandes, y mi vida
 se pase sin oír cosas de Estado.

Así cuando la edad fuere cumplida,
 y mis días pasados sin ruido,
 la muerte no será mal recibida.

No moriré enojoso y desabrido:
 la muerte llama grave, y no la quiere
 el que de todo el mundo conocido
 sólo de sí desconocido muere.

Um diese wunderbaren Verse, aus denen der reine Genius des Dichters der „Geborgenheit“ spricht, mit möglichster Treue wiederzugeben, habe ich mich ängstlich gehütet, auf Senecas lapidaren Sentenzenstil zurückzuhorchen.

Wem's so gefällt, der stelle sich mit Macht
auf schwanke Höh im öffentlichen Wesen:
mich laßt in Ruhe leben mit Bedacht.

Von mir soll man nicht reden und nicht lesen,
nur an bescheidnem und vergessnem Ort
in Muße will ich freundschaftlich genesen.

Ob ich am Leben bin, oder schon fort,
sollen die großen Herren nicht erfragen –
und sagt mir von der Staatsgewalt kein Wort!

Und geht's zu Ende einst mit meinen Tagen,
sind sie erfüllt und still dahingeflossen,
will ich dem Tod nicht störrisch mich versagen,
nicht klagend will ich sterben, nicht verdrossen.
Wer seinen Tod erwünscht und bitter nennt,
vor aller Welt bekannt und aufgeschlossen
fährt er hinweg, der doch sich selbst nicht kennt.

Dichterisch weniger ergiebig, aber psychologisch aufschlußreicher sind die Übertragungsversuche, die der große Sänger der Einsamkeit an einigen Liebesliedern der Antike und der italienischen Renaissance zu machen versuchte oder sich zumutete. – Ursprüngliche, in Empfindung und Ausdruck eigenartige Liebesdichtung gehört zu den großen Seltenheiten und findet sich bei unserem Dichter nirgends. Maske, Schminke, Nachahmung und Konvention beherrschen den Minnesang aller Völker, Klassen und Jahrhunderte. Daß Luis als reifer Mann an solcher Spielerei des Eros sich beteiligte, erscheint unwahrscheinlich. Nachdem einmal in ihm wie in der reuigen Büberin

die Flammen schlechter Minne
in echter stärkerer Liebesglut erstickt . . .

war die Zeit der Liebeslieder auch in Übersetzungen und Nachahmungen für ihn vorbei. In der Tat hat man an seinen Übertragungen erotischer Stücke aus Horaz viele Anzeichen von jugendlicher Ungeübtheit, hauptsächlich metrische Härten und sprachliche Mißverständnisse beobachtet.¹

Es gibt aber auch eine kleine Gruppe von Gedichten, die zwischen Ernst und Scherz, zwischen Übersetzung, Nachahmung und persönlicher Stimme so leicht und anmutig hin und wider-schweben, daß man sie nicht wohl als Anfängerarbeiten und doch auch nicht als hohe Dichtung der Meisterjahre bezeichnen kann. Es sind ungefähr die folgenden Stücke.

1. „Vuestra tirana esención“, eine spöttische Drohung an eine spröde Schöne, eine kunstreich aus Erinnerungen an Sappho, Horaz, Ausonius, Bembo und anderen zusammengefügte scherzhafte Ode, eine Aufforderung zur Liebe im Allgemeinen, ein literarisches Exerctium, das schon in den Handschriften, die es überliefern, als solches bezeichnet wird: „Imitación de diversos“. Nur halb, nur mit der Phantasie, mit munter, kunstreich gesetzten Worten ist der Dichter dabei – „kühl bis ans Herz hinan“.

2. „Mi trabajoso día“, eine visionäre Allegorie der enttäuschenden Täuschungen, frei nach dem Muster von Petrarca's Kanzone: Standomi un giorno solo a la fenestra gebildet. Eine andere Ergriffenheit als die des zuschauenden Künstlers ist kaum zu bemerken.

3. „No siempre decendiendo“, ein Gedicht, das sozusagen zwei Gesichter hat, indem es die horazische Ode II, 9 „Non semper imbres nubibus“ dem Wortlaute nach benützt, um der Sache nach etwas anderes zu erreichen. Horaz will einen trauernden Freund trösten; Luis möchte mit Worten des Trostes ein sprödes Mädchen namens Nise gewinnen, das den Tod der Mutter beweint – eine heikle Situation, die der Künstler erfunden haben dürfte, um seinen Geist daran zu erproben und zugleich wohl seinem Freunde Juan de Grial ein specimen ingenii vorzulegen.

¹ Siehe die Ausgabe der Poesías de Fr. Luis de León con anotaciones inéditas de D. Marc. Menéndez y Pelayo, Real Acad. esp. 1928, 2 Bände passim, wie auch den 2. Bd. der Ausgabe Llobera.

4. Unter ähnlicher Umbiegung der Horaz-Ode II, 12 „*Nolis longa ferae bella Numantiae*“, besingt er in der an Grial gerichteten Scherz- und Schein-Ode „*Al canto y lira mía*“ seine angebliche Liebe und Bewunderung für die obengenannte Nise.

Derselben schwärmerisch verehrten und umschmachteten Nise sind sodann fünf Sonette in petrarkischer Stilart gewidmet. Der italianisierende Platonismus ist hier unverkennbar, und doch dürfte die Nachahmung nur formal und äußerlich sein, während das zugrunde liegende Gefühl ein anderes ist. Nicht eine leibhaftig geliebte Frau wird ins Überirdische erhoben und vergeistigt, vielmehr verleiht der Dichter seiner Sehnsucht nach geistigen Höhen die galanten Formen einer schmachtenden, verzweifelt werbenden Huldigung an jene unnahbare Nise. Eine übersinnliche Ergriffenheit, noch unbestimmt und unsicher, treibt zu Vorstellungen und Ausdrücken des petrarkischen Laura-Kultes. Das große religiöse Motiv, von dem Luisius' Dichtung in den Meisterjahren getragen und beherrscht wird, kündigt sich hier nur verschämt und schüchtern an in einer fremden Stilform, die nicht recht passen will und in der die große Seele des Dichters eher verummmt und verstrickt als befreit erscheint. Bei einem bemerkenswerten formalen Können hat der Dichter seine Form noch nicht ganz erreicht, er ist auf dem Weg dazu. In dieser Befangenheit vor der Befreiung liegt der Reiz und zugleich der Mangel der fünf Nise-Sonette.

1. Amor casi de un vuelo me ha encumbrado¹
2. Alargo enfermo el paso . . .
3. Agora con la aurora se levanta
4. O cortesía, o dulce acogimiento
5. Después que no descubren . . .

Bei der Übertragung von Psalmen und anderen biblischen Texten in die Formen italianisierender bzw. horazischer Kanzenen bzw. gereimter Oden und Terzinen ergeben sich unserem

¹ Hängt offenbar mit dem berühmten Sonett Petrarcas zusammen: *Levommi il mio pensier . . .* und nicht, wie bei Llobera II S. 510 angegeben wird, mit dem Sonett: *Amor mi manda quel dolce pensiero*.

Dichter bald große und innige Strophen,¹ bald mittelmäßige und schwache Verse, je nach der Gunst des Zusammenspiels von Urwort und Widerhall, wie es zu gehen pflegt, wenn mit frommem Eifer ein vorgenommenes Pensum durchgearbeitet wird. Immerhin bewahrt sich Luisius auch den heiligen Texten gegenüber eine ziemliche Freiheit. Er übersetzt, was ihn jeweils anzieht, läßt Lücken und bearbeitet manche Stücke auch mehr als einmal. So mochte es kommen, daß Schüler, Freunde und Wetteiferer in die Breschen traten und die Bruchstücke verbanden und daß wir heute Mühe haben, die von Luisius allein stammenden Stücke herauszusondern.

Wenn in der Wahl der Texte und zum Teil auch in der dichterisch gestaltenden Übertragung Luisius sich manche Lizenz gestattete, so machte er in der Prosa-Übersetzung sich strenge Genauigkeit und eine mehr als nur andächtige, eine philologische Ehrfurcht vor dem Urtext zur Pflicht. In seinem Vorwort zu der kastilischen Prosa-Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes schreibt er: „Wer übersetzt, muß treu und gründlich sein, und wenn es sich machen läßt, die Worte nachzählen, um ebenso viele und nicht mehr wiederzugeben, und zwar gleichartige, gleichwertige Wörter mit denselben Bedeutungsmöglichkeiten und Spielräumen wie der Urtext, ohne diesen willkürlich einzuschnüren, damit die Leser der Übersetzung die ganze Mannigfaltigkeit des möglichen Sinnes ermessen und verstehen und nach eigener Schätzung für die beste Bedeutung sich entscheiden können.“ Etwas anderes als das Übersetzen, fährt er fort, sei sodann das Erklären des Textes, wobei man sich freier und wortreicher ausbreiten dürfe.

Am ernststen Willen, den fremden Urtext so treu wie möglich wiederzugeben, und an der Überzeugung von der Schwierigkeit und Wichtigkeit dieses Geschäftes fehlte es also gewiß nicht. Indem die künstlerische Freude und der übermächtige Genius des Dichters sich an dem Geschäft beteiligten, wurde es belebt, beseelt, gefördert, aber oft auch über die Grenze der sachlichen

¹ Gerühmt und bewundert werden mit Recht seine Übertragungen des 18., 26. und 102. Psalms, *Poesías ed. Menéndez y Pelayo II*, Madrid 1928, S. 251 f., 281 ff. und 348 ff.

Richtigkeit hinaus in die subjektiven Bereiche des persönlichen Fühlens und Schauens gerissen, sodaß wir manchmal an die Fabel vom Pegasus im Joche denken müssen. Freilich, im Joch der Übersetzungsarbeit konnten die lyrischen Kräfte des Dichters sich spielend und ringend versuchen und seine Sprache sich schmeidigen. In der Tat haben seine Übertragungen für den heutigen Betrachter noch den besonderen Wert von Vorübungen, manchmal wohl auch von Nachklängen zu seiner eigenen Dichtung.

VII

SCHLUSSBETRACHTUNG

Die Bedeutung des Werkes und des Menschen Luis de León zusammenfassend zu bestimmen, ist heute kaum möglich. Die von ihm ausgehenden Wirkungen, noch immer im Steigen, lassen sich nicht absehen. Nur der Charakter liegt fest. Einen großen Hauptzug sehe ich darin, daß er ein bewahrender und vermittelnder, kein zerstörerischer Geist war. Mitten in einem Jahrhundert, das den religiösen, den künstlerischen, den wissenschaftlichen Bruch mit dem Mittelalter durch ganz Europa hin vollzog, pflegte und hütete er die Verbindung des Christentums mit der Antike und mit der alt-biblischen Welt. Und nicht mit politischen Mitteln, nicht als dogmatischer Restaurator noch Reformator, nur forschend und gestaltend als Humanist, Philologe und Poet erfüllte er seine Aufgabe. In ihm verbrüdernd und läuternd sich gegenseitig der frühgeschichtliche Typus des Poeta vates und der späte des Poeta philologus; und als Dichter lebt er, als Dichter wirkt er noch heute.

Seine Leistungen als Denker, Lehrer, Übersetzer und Prosaiker sind darum nicht abgestorben, sondern eingegangen in seine Poesie, verfeinert und verewigt in ihr. Poesie in diesem wesentlichen Sinn ist auch seine Prosa, seine Philosophie, seine empfundene, geschaut und betätigte Lebensweisheit. Er war ein poetischer Mensch, nicht etwa nur, weil wir ihn heute dazu idealisieren oder ihn zu einer „Gestalt“ verklären. Er war es auch dadurch, daß er die Widersprüche des Lebens und seines Zeitalters im letzten Grunde nicht anders als lyrisch zu lösen vermochte. „Lo que yo deseaba era el fin destes pleitos y pretencias de escuelas, con algún mediano y reposado asiento. Y si al Señor le agradare servirse en esto de mí, su piedad lo dará“, sagt er in seinen Gesprächen über die Namen Christi. „Es war mein einziger Wunsch, diesem Streiten und Drängen der Schulmeinungen irgendwie eine Ruhelage zu ermitteln. Und sollte es dem Herrgott gefallen, sich dabei meiner zu bedienen, so wird es seine Barmherzigkeit auch gewähren“. Er war sich bewußt,

nur Stimme und Klang zu sein, bei dessen Harmonien die Zweifel schwanden, die Gegensätze sich sänftigten und alles Einzelne ein neues, in bunter Vielfalt einheitlich getöntes Wesen annahm wie bei den Liedern des Orpheus.

Damit hängt es zusammen, daß er eine nachweisliche Wirkung zumeist nur dort geübt hat und zu üben vermag, wo er unmittelbar gehört und sein Eigenklang vernommen wird, also zunächst bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen. Man pflegt in der Geschichte der spanischen Literatur eine Escuela salmantina oder Dichtergruppe von Salamanca mit Bruder Luis an der Spitze hervorzuheben. In Wahrheit kann es sich dabei nur um den Schallraum handeln, in dem seine Sprache Gehör und Widerhall fand, denn nie hat er sich als Haupt einer Schule oder Richtung aufgetan. Sein Einfluß ist auch nicht an bestimmten Lehrbegriffen und Methoden, noch an einer auffallenden Lebenshaltung, noch an einer Manier des Redens oder Schreibens zu erkennen; höchstens daß seine Lieblingsstrophe, die Lira, oder einige Eigenheiten im Gebrauch gewisser Wörter, Bilder, Gleichnisse und Satzfügungen hin und wieder einen Fingerzeig geben können. Aber einen Leonismus, wie es etwa einen Platonismus des Denkens, einen Petrarkismus des Fühlens, einen Machiavellismus des Handelns, einen Marinismus und Gongorismus des Ausdrucks gibt, vermag ich nirgends festzustellen. Hier gilt in der Tat sein Wort:

Und wenn sie etwas von mir wissen wollen,
so sag, du habest niemals mich gesehn.

Nur wer das menschliche Gemüt, wo stille Wünsche keimen und Gestalt gewinnen, zu belauschen geneigt ist, kann hoffen, der Nachwirkung des Bruders Luis in anderen Menschen und Zeiten wieder zu begegnen.

Die klarsten Zeugnisse solcher Begegnung werden uns von Dichtern und deren Freunden geliefert, von Cervantes, Lope de Vega und Quevedo im 16. und 17. Jahrhundert, von Fray Diego González, Meléndez Valdés und Jovellanos im 18., von Juan Valera und Menéndez y Pelayo im 19., und noch von vielen anderen. Im allgemeinen waren freilich die Zeiten des Barock,

der Aufklärung und selbst der Romantik einem tieferen Verständnis für Bruder Luis nicht günstig.

Um so treuer bewahrte sein Orden die Erinnerung an ihn und hütete seinen theologisch-philologischen Nachlaß. Die sieben Bände seiner lateinischen Schriften, die von den Augustinern in den Jahren 1891–95 kritisch herausgegeben wurden, sind in keiner einzigen öffentlichen Bibliothek des Großdeutschen Reiches zu finden! Ohne die freundliche Hilfe der Augustiner in Würzburg wären sie mir unzugänglich geblieben. Zu Unrecht hat man sich gewöhnt, die lateinischen Schriften des Meisters Luis als veraltet und belanglos zu betrachten. Gerade in diesen vollzieht sich eine Verbindung von Glauben und Wissen, von Pietas und Philologie, die noch heute, ja heute erst recht wieder Beachtung verdient. Den Text der heilig gehaltenen Überlieferungen auch rein zu halten, von Verderbnis zu säubern, für das Verständnis hell, frisch und gegenwärtig zu machen, darin sah Luisius den Sinn und Wert seines philologischen Könnens. Was er zu der philologischen Bibelkritik des 19. Jahrhunderts, die eher zur Zerstörung als zur Festigung des Vertrauens in die Überlieferungen beitrug, gesagt haben würde, wollen wir uns lieber nicht ausmalen. Genug, er war kein Philosoph auf eigene Faust, zufrieden und maßvoll im gewissenhaften Dienst einer dienenden Philologie.

In der Kunst des Maßhaltens, im feinen Gefühl für die Grenzen des Schicklichen, Ziemlichen, Gerechten, Würdigen, Anmutigen und Vernünftigen, im Mißtrauen gegen das Extreme kann er auch unter völlig veränderten Bedingungen noch immer als ein großes seltenes Vorbild wirken, durch seine theologisch-philologische Lehrtätigkeit so gut wie durch seine Dichtung in Versen und Prosa. Im ganzen Umfang seines Werkes und seines Charakters ist er uns klassisch. – Nur darf man bei „klassisch“ nicht gleich an einen Gegensatz zu romantisch denken, noch das Maßhalten in formaler Korrektheit und Glätte oder in bürgerlicher Wohlerzogenheit suchen. Sein Klassizismus ist tapfer, wenn es sein muß, kriegerisch, ohne Geschrei und Pose, daher er auch das Idyll und den Frieden so aufrichtig liebt. In seiner Stellung zu der Welt kann mit der Künstlerfreude an allem Natürlichen und Schönen die tiefste Verachtung der Genüsse und

Schmerzen sich paaren. Nie und nirgends aber berührt die Kurve seiner Gefühle das Barbarische, Zynische und Unmenschliche.

Den Adel seines Ausdrucks in einer andern Sprache als der spanischen wiederzugeben, ist beinahe unmöglich. Daher hat Luis de León außerhalb Spaniens, soviel ich zu sehen vermag, nur auf Gelehrte und Liebhaber, die Spanisch können, Eindruck gemacht.¹

Sein schönstes und bedeutendstes Werk in Prosa, die Gespräche über die Namen Christi, sind noch nicht ins Deutsche übersetzt. Von seiner beliebtesten, am häufigsten gedruckten Schrift, *La perfecta casada*, erschien in Wien 1847 eine Verdeutschung, „Die vollkommene Gattin“. Von seiner Lyrik besitzen wir mehrfache Übertragungen. Johann Gottfried Herder, Melchior von Diepenbrock, Friedrich Wilhelm Hoffmann, Wilhelm Storck, C. Schlüter u. a. haben sich daran versucht. Echte Lyrik jedoch ist und bleibt mit dem Boden ihrer Muttersprache so innig verwachsen, daß wir als Übersetzer nicht umhin können, sie durch Entwurzelung sich selbst zu entfremden. Ich habe daher meine Übersetzungsversuche in zeit- und lebensgeschichtliche Betrachtungen eingebettet und stelle den spanischen Urtext daneben. Wenn die Persönlichkeit des Dichters in ihrer stillen Größe und Klarheit aus meiner Darstellung nur nicht verringert, nur nicht getrübt hervorgeht, will ich zufrieden sein.

¹ Es sind wohl einige Versuche gemacht worden, außerhalb Spaniens auch weitere Kreise für Luis de León zu gewinnen, z. B. in Frankreich von A. Lugañ: *Le grand poète-moine du siècle d'or espagnol*, Luis de León, Paris 1930, aber der Erfolg scheint nicht groß zu sein.

ANHANG

Vorbemerkung

Da an modernen Ausgaben der Spanischen Dichtungen von Luis de León kein Mangel ist, so wird hier nur von denjenigen Stücken, die ich im Vorstehenden verdeutscht habe, der spanische Text mitgeteilt, und zwar nach der kritischen Ausgabe von P. José Llobera, Madrid 1932. Es sind in der Hauptsache die menschlich bedeutendsten und dichterisch wertvollsten. – Die Ode „Contra un juez avaro“ ist ihrer formalen Merkwürdigkeit zuliebe aufgenommen worden; und schließlich teile ich das „Carmen ex voto“ mit als die einzige erhaltene Probe der lateinischen Verskunst des Dichters, nach der Ausgabe der Opera II, Salamanca 1892, S. 13 und 463–465. Einige kleine Verbesserungen in der lateinischen Textgestaltung habe ich auf den sachkundigen und gütigen Rat von Professor Dr. Georg Dittmann vorgenommen. Zu besonderem Danke bin ich ihm außerdem für eine Reihe von quellenmäßigen Belegen verpflichtet, aus denen klar und zwingend hervorgeht, wie fleißig und folgsam die Ausdruckskunst unseres Dichters sich an Bildern, Vergleichen und Symbolen des Höhen Liedes, am Metrum und Stil der Horazischen Lyrik, gelegentlich auch an Vergil, ja, wie es scheint, sogar an Prudentius gebildet hat.

Vida retirada

¡Qué descansada vida
la del que huye el mundanal ruído,
y sigue la escondida
senda por donde han ido
los pocos savios que en el mundo han sido!

Que no le enturbia el pecho
de los soberbios grandes el estado,
ni del dorado techo
se admira, fabricado
del sabio Moro, en jaspes sustentado.

No cura si la fama
canta con voz su nombre pregonera,
ni cura si encarama
la lengua lisonjera
lo que condena la verdad sincera.

¿Qué presta a mi contento
si soy del vano dedo señalado?
¿si en busca deste viento
ando desalentado
con ansias vivas, con mortal cuidado?

¡Oh monte, oh fuente, oh rio,
oh secreto seguro deleitoso!
Roto casi el navío
a vuestro almo reposo
huyo de aqueste mar tempestuoso.

Un no rompido sueño,
un día puro, alegre, libre quiero;
no quiero ver el ceño
vanamente severo
de a quien la sangre ensalza o el dinero.

Despiértenme las aves
con su cantar sabroso no aprentido;
no los cuidados graves
de que es siempre seguido
el que al ajeno arbitrio está atendido.

Vivir quiero conmigo,
gozar quiero del bien que debo al cielo
a solas sin testigo,
libre de amor de celo,
de odio, de esperanzas, de recelo.

Del monte en la ladera
por mi mano plantado tengo un huerto,
que con la primavera
de bella flor cubierto
ya muestra en esperanza el fruto cierto.

Y como codiciosa
por ver y acrecentar su hermosura,
desde la cumbre airosa
una fontana pura
hasta llegar corriendo se apresura.

Y luego sosegada
el paso entre los árboles torciendo,
el suelo de pasada
de verdura vistiendo
y con diversas flores va esparciendo.

El aire el huerto orea,
y ofrece mil olores al sentido:
los árboles menea
con un manso ruido,
que del oro y del cetro pone olvido.

Ténganse su tesoro
los que de un falso leño se confían;
no es mío ver el lloro
de los que desconfían
cuando el Cierzo y el Ábrego porfían.

La combatida antena
cruje, y en ciega noche el claro día
se torna, al cielo suena
confusa vocería,
y la mar enriquecen a porfía.

A mí una pobrecilla
mesa de amable paz bien abastada
me basta, y la vajilla
de fino oro labrada
sea de quien la mar no teme airada.

Y mientras miserable –
mente se están los otros abrasando
con sed insaciable
del peligroso mando,
tendido yo a la sombra esté cantando.

A la sombra tendido,
de hiedra y lauro eterno coronado,
puesto el atento oído
al son dulce acordado
del plectro sabiamente meneado.

A Francisco de Salinas

El aire se serena
y viste de hermosura y luz no usada,
Salinas, cuando suena
la música estremada
por vuestra sabia mano gobernada.

A cuyo son divino
el alma que en olvido está sumida
torna a cobrar el tino
y memoria perdida
de su origen primera esclarecida.

Y como se conoce,
en suerte y pensamientos se mejora:
el oro desconoce
que el vulgo vil adora,
la belleza caduca engañadora.

Trapasa el aire todo
hasta llegar a la más alta esfera,
y oye allí otro modo
de no perecedera
música, que es la fuente y la primera.

Ve cómo el gran maestro
a aquesta inmensa cítara aplicado
con movimiento diestro
produce el son sagrado,
con que este eterno templo es sustentado.

Y como está compuesta
de números concordes, luego envía
consonante respuesta,

y entre ambas a porfía
se mezcla una dulcísima armonía.

Aquí la alma navega
por un mar de dulzura, y finalmente
en él así se anega,
que ningún accidente
estraño o peregrino oye o siente.

¡Oh desmayo dichoso!
¡oh muerte que das vida! oh dulce olvido!
durase en tu reposo
sin ser restituído
jamás aqueste bajo y vil sentido.

A este bien os llamo,
gloria del Apolíneo sacro coro,
amigos a quien amo
sobre todo tesoro,
que todo lo visible es triste lloro.

¡Oh! suene de contino,
Salinas, vuestro son en mis oídos,
por quien al bien divino
despiertan los sentidos,
quedando a lo demás adormecidos!

Noche serena

Cuando contemplo el cielo
de innumerables luces adornado,
y miro hacia el suelo
de noche rodeado,
en sueño y en olvido sepultado;

el amor y la pena
despiertan en mi pecho un ansia ardiente;
despiden larga vena
los ojos hechos fuente,
Olarte, y digo al fin con voz doliente:

Morada de grandeza,
templo de claridad y hermosura,
el alma que a tu alteza
nació; ¿qué desventura
la tiene en esta cárcel baja, oscura?

¿Qué mortal desatino
de la verdad aleja así el sentido,
que de tu bien divino
olvidado, perdido,
sigue la vana sombra, el bien fingido?

El hombre está entregado
al sueño, de su suerte no cuidando,
y con paso callado
el cielo vueltas dando
las horas del vivir le va hurtando.

¡Oh! despertad, mortales,
mirad con atención en vuestro daño.
¿Las almas inmortales
hechas a bien tamaño
podrán vivir de sombras y de engaño?

¡Ay! levantad los ojos
a aquesta celestial eterna esfera;
burlaréis los antojos
de aquesa lisonjera
vida, con cuanto teme y cuanto espera.

¿Es más que un breve punto
el bajo y torpe suelo comparado
con este gran trasunto
do vive mejorado
lo que es, lo que será, lo que ha pasado?

Quien mira el gran concierto
de aquestos resplandores eternos,
su movimiento cierto,
sus pasos desiguales
y en proporción concorde tan iguales:

la luna cómo mueve
la plateada rueda, y va en pos della
la luz do el saber llueve,
y la graciosa estrella
de Amor la sigue reluciente y bella:

y cómo otro camino
prosigue el sanguinoso Marte airado,
y el Júpiter benino
de bienes mil cercado
serena el cielo con su rayo amado:

rodéase en la cumbre
Saturno, padre de los siglos de oro;
tras él la muchedumbre
del reluciente coro
su luz va repartiendo y su tesoro:

¿ Quién es el que esto mira,
y precia la bajeza de la tierra,
y no gime y suspira,
y rompe lo que encierra
el alma y destes bienes la destierra?

Aquí vive el contento,
aquí reina la paz, aquí asentado
en rico y alto asiento
está el Amor sagrado,
de glorias y deleites rodeado.

Inmensa hermosura
aquí se muestra toda, y resplandece
clarísima luz pura,
que jamás anochece;
eterna primavera aquí florece.

¡Oh campos verdaderos!
¡oh prados con verdad frescos y amenos!
¡riquísimos mineros!
¡oh deleitosos senos,
repuestos valles de mil bienes llenos!

A Felipe Ruiz

¿Cuándo será que pueda
libre desta prisión volar al cielo,
Felipe, y en la rueda
que huye más del suelo
contemplar la verdad pura sin duelo?

Allí a mi vida junto
en luz resplandeciente convertido
veré distinto y junto
lo que es y lo que ha sido
y su principio propio y escondido.

Entonces veré cómo
la soberana mano echó el cimiento
tan a nivel y plomo,
do estable y firme asiento
posee el pesadísimo elemento.

Veré las inmortales
columnas do la tierra está fundada,
las lindes y señales
con que a la mar hinchada
la Providencia tiene aprisionada.

Por qué tiembla la tierra,
por qué las hondas mares se embravecen:
dó sale a mover guerra
el Cierzo, y por qué crecen
las aguas del Océano y descrecen:

de dó manan las fuentes;
quién ceba y quién bastece de los ríos
las perpetuas corrientes;
de los helados fríos
veré las causas y de los estios:

las soberanas aguas
del aire en la región quién las sostiene;

de los rayos las fraguas;
dó los tesoros tiene
de nieve Dios, y el trueno dónde viene.

¿No ves cuando acontece
turbarse el aire todo en el verano?
El día se enegrece,
sopla el Gallego insano,
y sube hasta el cielo el polvo vano.

Y entre las nubes mueve
su carro Dios, ligero y reluciente,
horrible son conmueve,
relumbra fuego ardiente,
treme la tierra, humíllase la gente.

La lluvia baña el techo,
invían largos ríos los collados:
su trabajo deshecho,
los campos anegados
miran los labradores espantados.

Y de allí levantado
veré los movimientos celestiales,
ansí el arrebatado
como los naturales,
la causa de los hados, las señales.

Quién rige las estrellas
veré y quién las enciende con hermosas
y eficaces centellas;
por qué están las dos Osas
de bañarse en la mar siempre medrosas.

Veré este fuego eterno,
fuente de vida y luz, dó se mantiene,
y por qué en el hibierno
tan presuroso viene,
quién en las noches largas le detiene.

Veré sin movimiento
en la más alta esfera las moradas
del gozo y del contento,
de oro y luz labradas,
de espíritus dichosos habitadas.

Al licenciado Juan de Grial

Recoge ya en el seno
el campo su hermosura, el cielo aoja
con luz triste el ameno
verdor, y hoja a hoja
las cimas de los árboles despoja.

Ya Febo inclina el paso
al resplandor Egeo, ya del día
las horas corta escaso;
ya Eolo al mediodía
soplando espesas nubes nos envía.

Ya el ave vengadora
del Íbico navega los nublados,
y con voz ronca llora,
y al yugo el cuello atados
los bueyes van rompiendo los sembrados.

El tiempo nos convida
a los estudios nobles, y la fama,
Grial, a la subida
del sacro monte llama,
do no podrá subir la postrer llama.

Alarga el bien guiado
paso, y la cuesta vence, y solo gana
la cumbre del collado,
y do más pura mana
la fuente, satisfaz tu ardiente gana.

No cures si el perdido
error admira el oro y va sediento

en pos de un bien fingido;
que no ansí vuela el viento,
cuanto es fugaz y vano aquel contento.

Escribe lo que Febo
te dicta favorable, que lo antiguo
igual a y pasa el nuevo
estilo; y, caro amigo,
no esperes que podré atener contigo.

Que yo de un torbellino
traidor acometido y derrocado
de en medio del camino
al hondo, el plectro amado
y del vuelo las alas he quebrado.

A Felipe Ruiz

¿Qué vale cuanto vee
do nace y do se pone el sol luciente,
lo que el Indio posee,
lo que da el claro oriente
con todo lo que afana la vil gente?

El uno, mientras cura
dejar rico descanso a su heredero,
vive en la pobreza dura,
y perdona al dinero,
y contra sí se muestra crudo y fiero.

El otro, que sediento
anhela al señorío, sirve ciego,
y por subir su asiento
abájase a vil ruego,
y de la libertad va haciendo entrego.

Quien de dos claros ojos
y de un cabello de oro se enamora
compra con mil enojos
una menguada hora,
un gozo breve que sin fin se llora.

Dichoso el que se mide,
Felipe, y de la vida el gozo bueno
a sí solo lo pide,
y mira como ajeno
aquello que no está dentro en su seno.

Si resplandece el día,
si Éolo su reino turba, ensaña,
el rostro no varía,
y si la alta montaña
encima le veniere, no le daña:

bien como la ñudosa
carrasca en alto risco desmochada
con hacha poderosa,
del ser despedazada
del hierro torna rica y esforzada.

Querrás hundille, y crece
mayor que de primero; y si porfía
la lucha, más florece,
y firme al suelo envía
al que por vencedor ya se tenía.

Esento a todo cuanto
presume la fortuna, sosegado
está y libre de espanto
ante el tirano airado,
de hierro, de crueza y fuego armado.

„El fuego“, dice, „enciende,
aguza el hierro crudo, rompe y llega,
y si me hallares prende,
y da a tu hambre ciega
su cebo deseado, y la sosiega.

¿ „Que estás? no ves el pecho
desnudo, flaco, abierto? ¿o no te cabe
en puño tan estrecho
el corazón que sabe
cerrar cielos y tierra con su llave?

„Ahonda más adentro,
desvuelva las entrañas el insano
puñal, penetra al centro:
mas es trabajo vano,
jamás me alcanzará tu corta mano.

„Rompiste mi cadena
ardiendo por prenderme; al gran consuelo
subido he por tu pena;
ya suelto encumbro el vuelo;
traspaso sobre el aire, huello el cielo.“

De la vida del cielo

Alma región luciente,
prado de bienandanza, que ni al hielo
ni con el rayo ardiente
fallece, fértil suelo,
produtor eterno de consuelo;

de púrpura y de nieve
florida la cabeza coronado,
a dulces pastos mueve
sin honda ni cayado
el buen Pastor en tí su hato amado.

El va, y en pos dichasas
le siguen sus ovejas do las pace
con inmortales rosas,
con flor que siempre nace,
y cuanto más se goza más renace.

Ya dentro a la montaña
del alto bien las guía; ya en la vena
del gozo fiel las baña,
y les da la mesa llena,
Pastor y pasto él solo y suerte buena.

Y de su esfera cuando
la cumbre toca altísimo subido

el sol, él sesteando
de su hato ceñido
con dulce son deleita el santo oído.

Toca el rabel sonoro,
y el inmortal dulzor al alma pasa,
con que envilece el oro,
y ardiendo se traspasa
y lanza en aquel bien libre de tasa.

¡Oh son! oh voz! Siquiera
pequeña parte alguna decendiese
en mi sentido, y fuera
de sí el alma pusiese
y toda en tí, oh Amor, la convirtiese!

Conocería dónde
sesteas, dulce Esposo, y desatada
desta prisión adonde
padece, a tu manada
viviera junta, sin vagar errada.

Al apartamiento

¡Oh ya seguro puerto
de mi tan luengo error! Oh deseado
para reparo cierto
del grave mal pasado,
reposo dulce, alegre, reposado!

Techo pajizo, adonde
jamás hizo morada el enemigo
cuidado, ni se asconde
envidia en rostro amigo,
ni voz perjura, ni mortal testigo!

Sierra que vas al cielo
altísima y que gozas del sosiego
que no conoce el suelo,
adonde el vulgo ciego
ama el morir ardiendo en vivo fuego,

recíbeme en tu cumbre,
recíbeme, que huyo perseguido
la errada muchedumbre,
el trabajar perdido,
la falsa paz, el mal no merecido.

Y do está más sereno
el aire me coloca, mientras curo
los daños del veneno
que bebí mal seguro;
mientras el mancillado pecho apuro;

mientras que poco a poco
borro de la memoria cuanto impreso
dejó allí el vivir loco
por todo su proceso
vario entre gozo vano y caso avieso.

En tí, casi desnudo
deste corporal velo, y de la asida
costumbre roto el ñudo,
traspasaré la vida
en gozo, en paz, en luz no corrompida.

De tí en el mar sujeto
con lástima los ojos inclinando,
contemplaré el aprieto
del miserable bando
que las saladas ondas va cortando.

El uno, que surgía
alegre ya en el puerto, salteado
de bravo soplo guía
en alta mar lanzado
apenas el navío desarmado.

El otro en la encubierta
peña rompe la nave, que al momento
el hondo pide abierta:
al otro calma el viento:
otro en las bajas sirtes hace asiento.

A otros roba el claro
día y el corazón el aguacero;
ofrecen al avaro
Neptuno su dinero:
otro nadando huye el morir fiero.

Esfuerza, opone el pecho:
¿mas cómo será parte un afligido
que va, el leño deshecho,
de flaca tabla asido
contra un abismo inmenso embravecido?

¡Ay otra vez y ciento
otras seguro puerto deseado!
no me falte tu asiento
y falte cuanto amado,
cuanto del ciego error es cudiciado.

En la Ascensión

¿Y dejas, Pastor santo,
tu grey en este valle hondo, oscuro,
con soledad y llanto;
y tú rompiendo el puro
aire, te vas al inmortal seguro?

¿Los antes bienhadados,
y los agora tristes y afligidos,
a tus pechos criados,
de tí desposeidos
a dó convertirán ya sus sentidos?

¿Qué mirarán los ojos
que vieron de tu rostro la hermosura,
que no les sea enojos?
quien oyó tu dulzura
¿qué no tendrá por sordo y desventura?

¿Aqueste mar turbado
quién le pondrá ya freno? quién concierto

al viento fiero, airado?
estando tú encúbierto,
¿qué norte guiará la nave al puerto?

¡Ay! nube envidiosa
aun deste breve gozo, ¿qué te aquejas?
¿dó vuelas presurosa?
¡cuán rica tú te alejas!
¡cuán pobres y cuán ciegos, ay, nos dejas!

Al salir de la cárcel

Aquí la envidia y mentira
me tuvieron encerrado.
Dichoso el humilde estado
del sabio que se retira
de aqueste mundo malvado,
y con pobre mesa y casa
en el campo deleitoso
con solo Dios se compasa,
y a solas su vida pasa
ni envidiado ni envidioso.

A Don Pedro Portocarrero

No siempre es poderosa,
Carrero, la maldad, ni siempre atina
la envidia ponzoñosa,
y la fuerza sin ley que más se empina
al fin la frente inclina;
que quien se opone al cielo,
cuando más alto sube, viene al suelo.

Testigo es manifiesto
el parto de la Tierra mal osado,
que cuando tuvo puesto
un monte encima de otro y levantado,
al hondo derrocado,
sin esperanza gime
debajo su edificio, que le oprime.

Si ya la niebla fría
al rayo que amanece odiosa ofende,
y contra el claro día
las alas escurísimas estiende,
no alcanza lo que emprende,
al fin y desaparece,
y el sol puro en el cielo resplandece.

No pudo ser vencida,
ni lo será jamás, ni la llaneza
ni la inocente vida
ni la fe sin error ni la pureza,
por más que la fiereza
del tigre ciña un lado,
y el otro el basilisco emponzoñado.

Por más que se conjuren
el odio y el poder y el falso engaño,
y ciegos de ira apuren
lo propio y lo diverso, ajeno, extraño,
jamás le harán daño;
antes cual fino oro
recobra del crisol nuevo tesoro.

El ánimo constante
armado de verdad mil aceradas,
mil puntas de diamante
embota y enflaquece, y, desplegadas
las fuerzas encerradas,
sobre el opuesto bando
con poderoso pie se ensalza hollando.

Y con cien voces suena
la fama, que a la sierpe, al tigre fiero
vencidos los condena
a daño no jamás perecedero;
y con vuelo ligero
veniendo la Vitoria
corona al vencedor de gozo y gloria.

En una Esperanza que salió vana

Huid, contentos, de mi triste pecho.
¿Qué engaño os vuelve a do jamás pudistes
tener reposo ni hacer provecho?

Tened en la memoria cuando fuistes
con público pregón ¡ay! desterrados
de toda mi comarca y reinos tristes.

A do ya no veréis si no nublados
y viento y torbellino y lluvia fiera,
suspiros encendidos y cuidados.

No pinta el prado aquí la primavera,
ni nuevo sol jamás las nubes dora,
ni canta el ruiseñor lo que antes era.

La noche aquí se vela, aquí se llora
el día miserable sin consuelo,
y vence el mal de ayer el mal de agora.

Guardad vuestro destierro, que ya el suelo
no puede dar contento al alma mía,
si ya mil vueltas diere andando el cielo.

Guardad vuestro destierro, si alegría,
si gozo y si descanso andáis sembrando,
que aqueste campo abrojos solos cría.

Guardad vuestro destierro, si tornando
de nuevo no queréis ser castigados
con crudo azote y con infame bando.

Guardad vuestro destierro, que olvidados
de vuestro ser en mí seréis dolores.
¡Tal es la fuerza de mis duros hados!

Los bienes más queridos y mayores
se mudan, y en mi daño se conjuran,
y son para ofenderme a sí traidores.

Mancíllanse mis manos si se apuran,
la paz y la amistad me es cruda guerra,
las culpas faltan, mas las penas duran.

Quien mis cadenas más estrecha y cierra
es la inocencia mía y la pureza:
cuando ella sube, entonces vengo a tierra.

Mudó su ley en mí naturaleza,
y pudo en mí dolor lo que no entiende
ni seso humano ni mayor viveza.

Cuando desenlazarse más pretende
el pajarero captivo, más se enliga,
y la defensa mía más me ofende.

En mí la culpa ajena se castiga,
y soy del malhechor ¡ay! prisionero,
y quieren que de mí la fama diga. —

Dichoso el que jamás ni ley ni fuero,
ni el alto tribunal, ni las ciudades,
ni conoció del mundo el trato fiero;
que por las inocentes soledades
recoge el pobre cuerpo en vil cabaña,
y el ánimo enriquece con verdades.

Cuando la luz el aire y tierras baña,
levanta al puro sol las manos puras,
sin que se las aplomen odio y saña.

Sus noches son sabrosas y seguras,
la mesa le bastece alegremente
el campo que no rompen rejas duras.

Lo justo le acompaña y la luciente
verdad, la sencillez en pechos de oro,
la fe no colorada falsamente.

De ricas esperanzas almo coro
y paz con su descuido le rodean,
y el gozo, cuyos ojos huye el lloro.

Allí, contento, tus moradas sean,
allí te lograrás, y a cada uno
de aquellos que de mí saber desean,
les dí que no me viste en tiempo alguno.

Contra un juez avaro

Aunque en ricos montones
levantes el cautivo inútil oro,
y aunque tus posesiones
mejores con ajeno daño y lloro,

y aunque cruel tirano
oprimas la verdad, y tu avaricia
vestida en nombre vano
convierta en compra y venta la justicia,
y aunque engañes los ojos
del mundo a quien adoras, no por tanto
no nacerán abrojos
agudos en tu alma, ni el espanto
no velará en tu lecho
ni huirás la cuita, la agonía,
el último despecho,
ni la esperanza buena en compañía
del gozo tus umbrales
penetrará jamás, ni la Meguera
con llamas infernales,
con serpentino azote la alta y fiera
y diestra mano armada,
saldrá de tu aposento sola un hora;
y ni tendrás clavada
la rueda, aunque más puedas, voladora
del tiempo hambriento y crudo,
que viene con la muerte conjurado
a dejarte desnudo
del oro y cuanto tienes más amado;
y quedarás sumido
en males no finibles y en olvido.

A Elisa

Elisa, ya elpreciado
cabello que del oro escarnio hacía
la nieve ha variado.
¡Ay! ¿yo no te decía:
„recoge, Elisa, el pie, que vuela el día?“

Ya los que prometían
durar en tu servicio eternamente,
ingratos se desvían
por no mirar la frente
con rugas afeada, el negro diente.

¿Qué tienes del pasado
tiempo sino dolor? ¿cuál es el fruto
que tu labor te ha dado,
sino es tristeza y luto
y el alma hecha sierva a vicio bruto?

¿Qué fe te guarda el vano
por quien tú no guardaste la debida
a tu bien soberano?
por quien mal proveída
perdiste de tu seno la querida

prenda? por quien velaste?
por quien ardiste en celos? por quien uno
el cielo fatigaste
con gemido importuno?
por quien nunca tuviste acuerdo alguno

de tí mesma? Y agora
rico de tus despojos, más ligero
que el ave huye, y adora
a Lida el lisonjero:
tú quedas entregada al dolor fiero.

¡Oh cuanto mejor fuera
el don de la hermosura que del cielo
te vino, a cuyo era
habello dado en velo
santo, guardado bien del polvo y suelo!

Mas hora no hay tardía;
tanto nos es el cielo pñadoso
mientras que dura el día;
el pecho hervoroso
en breve del dolor saca reposo.

Que la gentil señora
de Mágdalo, bien que perdidamente
dañada, en breve hora
con el amor ferviente
las llamas apagó del fuego ardiente.

Las llamas del malvado
amor con otro amor más encendido,
y consiguió el estado
que no fué concedido
al huésped arrogante, en bien fingido.

De amor guiada y pena
penetra el techo estraño, y atrevida
ofrécese a la ajena
presencia, y sabia olvida
el ojo mofador, busca la vida.

Y toda derrocada
a los divinos pies que la traían,
lo que la en sí fiada
gente olvidado habían,
sus manos, boca y ojos lo hacían.

Lavaba larga en lloro
al que su torpe mal lavando estaba;
limpiaba con el oro
que la cabeza ornaba
a su limpieza, y paz a su paz daba.

Decía: „Solo amparo
de la miseria extrema, medicina
de mi salud, reparo
de tanto mal, inclina
aqueste cieno tu piedad divina.

„¡Ay! ¿qué podrá ofrecerte
quien todo lo perdió? Aquestas manos
osadas de ofenderte,
aquestos ojos vanos
te ofrezco y estos labios tan profanos.

„La que sudó en tu ofensa
trabaje en tu servicio, y de mis males
proceda mi defensa:
mis ojos dos mortales *
fraguas, dos fuentes sean manantiales.

„Bañen tus pies mis ojos,
límpienlos mis cabellos; de tormento
mi boca y red de enojos
les dé besos sin cuento,
y lo que me condena te presento.

„Preséntote un sujeto
tan mortalmente herido, cual conviene
do un médico perfeto
de cuanto saber tiene
dé muestra, que por siglos mil resuene.“

A Querinto

No te engañe el dorado
vaso, ni de la puesta al bebedero
sabrosa miel cebado;
dentro al pecho ligero,
Querinto, no trapases el postrero

asensio, ten dudosa
la mano liberal, que esa azucena,
esa purpúrea rosa
que el sentido enajena,
tocada pasa al alma y la envenena.

Retira el pie, que asconde
sierpe mortal el prado, aunque florido
los ojos roba: adonde
aplace más, metido
el peligroso lazo está y tendido.

Pasó tu primavera;
ya la madura edad te pide el fruto

de gloria verdadera.
¡Ay! pon del cieno bruto
los pasos en lugar firme y enjuto,

antes que la engañosa
Circe del corazón apoderada,
con copa ponzoñosa
el alma trasformada,
te junte nueva fiera a su manada.

No es dado al que allí asienta,
si ya el cielo dichoso no le mira,
huir la torpe afrenta:
o arde oso en ira,
o hecho jabalí gime y suspira.

No fies en viveza,
atiende al sabio rey Solimitano;
no vale fortaleza;
que al vencedor Gazano
condujo a triste fin femenil mano.

Imita al alto Griego,
que sabio no aplicó la noble antena
al enemigo ruego
de la blanda Serena;
por do por siglos mil su fama suena.

Decía conmoviendo
el aire en dulce son: „La vela inclina
que del viento huyendo
por los mares camina,
Ulises, de los Griegos luz divina.

„Allega y da reposo
al inmortal cuidado, y entretanto
conocerás curioso
mil historias que canto;
que todo navegante hace otro tanto.

„Todos de su camino
 tuercen a nuestra voz, y satisfecho
 con el cantar divino
 el deseoso pecho,
 a sus tierras se van con más provecho.

„Que todo lo sabemos
 cuanto contiene el suelo, y la reñida
 guerra te cantaremos
 de Troya y su caída,
 por Grecia y por los dioses destruída.“

Ansí falsa cantaba
 ardiendo en crüeldad; mas él prudente
 a la voz atajaba
 el camino en su gente
 con la aplicada cera suavemente.

Si a tí se presentare,
 los ojos sabio cierra, firme atapa
 la oreja, si llamare;
 si prendiere la capa,
 ¡huye! que sólo aquel que huye escapa.

Votum

Quo mens plena Deo, quantoque exaestuat igne,
 Inque vicem quanto flagrat amore Deus,
 Dum resero interpres divini carminis, olim
 Numinis impulsu quod cecinit Salomon,
 Supremo, o Virgo, penitus dilecta Tonanti,
 Ipse amor e cujus prosiluit gremio,
 Da sensus rectos: da verba decentia: posse
 Da sanctos ignes pectore concipere:
 Scilicet ut magno perfunctus munere laudes
 Diva, tuas grato carmine concelebrem.

Ad Dei Genitricem Mariam

Carmen ex voto

Te servante ratem, maxima virginum,
Jam portum incolumis, jam teneo, licet
Jactatus graviter, dum sua Proteus
In nos suscitatur agmina.

Te fas, teque pudor, nudaque veritas,
Et recti studium, et simplicitas potens,
Et frangi indocilis mens bene conscia
Conjuncto sequitur pede.

His tu me sociis aequoris improbi
Mersum vorticibus, lucis ad aureae
Usuram revocas, et melioribus
Laetum constituis locis,

Et donas facilis, qua sacer Idida¹
Mulcebat Jebusi² culmina barbito:
Dum flammae impatiens pectora saucia
Pandit carmine nobili.

Donatum et studiis vilibus eripis,
Illatumque polo lucis ad intima
Admittis pavidum templa, animum et novi
Inspiras mihi carminis.

Abscede impietas, jam penetrabilia
Coeli sacra patent, jam videor pios
Exaudire sonos, alma canentium
Alterno pede gaudia

Et sanctos thalamos: hinc bona virginum
Sponsum turba sonant, hinc nitidus chorus
Lectorum juvenum dulcia matris et
Sponsae nomina concrepant.

¹ Gemeint ist König Salomon. Siehe 2. Samuel 12, 25. Ich verdanke diesen Nachweis dem Professor Dr. Hans Rheinfelder.

² Jebus appellatur Jerusalem, Jos. 15, 8, Judicum 19, 10 usw.

- Virg. Audin? Quae teneas, dic, bone, pascua,
 Quo, dilecte, cubes, dum terit igneus
 Sol coeli medium, ne vaga montibus
 Incerto pede deferar.
- Juv. O reclude fores, sidere pulchrior
 Virgo, o cur renuis, nam irruit atra nox,
 Et venti resonant, aetheraque aqua
 Perfusus madeo caput.
- Virg. Quae saltus colitis, callida tendere
 Nervos turba, meo dicite virgines
 Dilecto, ut properet, nam aestuo, amoreque
 Saevo saucia languo.
- Juv. O Nymphae Hermonides, sic¹ capreas manu
 Sit certa et celeri cuspidе figure:
 Dilectae placidum parcite rumpere
 Somnum atque alta silentia.
- Virg. Ut silvas reliquas ardua vertice
 Praecellit Libani culminibus sacris
 Cedrus, sic juvenes inter amor meus
 Formosum caput extulit.
- Juv. Adnatas nitet ut purpureo rosa
 Spinas inter hians ore Syonias,
 Sic formae egregio lumine virgines,
 O conjux mea, praeteris.
- Virg. Aure an ne cupida vocem ego amabilem?
 An fallor potius? quin vocat abditus
 Objectis foribus, quin caput aureum
 Inter reticula emicat!
- Juv. Quid cessas? abiit pulsa tepentibus
 Auris frigida hiems, jam pluviae graves
 Jam cessant, varie floribus enitet
 Tellus multicoloribus.

¹ Vgl. Canticum Canticorum II, 7. Übrigens ist das ganze Gedicht voll von Anspielungen und Erinnerungen an das Hohe Lied.

Jam cantu querulo carmina turtures
Auditi canere, et jam crepuit jugis
Falx in vitiferis, et sua protulit
Ficus dulcia germina.

O surge, o propera, carior o mihi
Ipsis vita oculis, surge columbula,
Exesus paries vel cava saxeae
Cui dant grata cubilia.

Ostende, o, faciem, vox tua personet
Aures, sponsa, meas, nam neque dulcius
Quicquam est eloquio, nec mage fulgidum
Aut pulchrum facie est tua.

Virg. Quantum cerva micat montibus aviis
Quantumque hinnuleus, dum pavet omnia,
Seu vox insonuit, seu nemus infremit,
Dilecte, haud secus advola!

Haec lecti juvenes turbaque virginum
Alternant liquido guttore: coelitum
Applaudit manibus coetus, et insonant
Coeli laeta palatia.